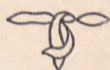


**Jahres-Bericht**  
des  
**Meißner Kunst- und Altertums-Vereins**



**1903.**  
**Siebenter Jahrgang.**



Herausgegeben  
vom  
Vorstande des Vereins.



Mit vier Bildern.



**Meiße.**  
F. Wör's Buchdruckerei, G. m. b. H.  
**1904.**

Ergebnis-Beitrag

Heiliger Geist und Aelterliche Weisheit



1793

Im Druck bei J. G. Neumann

Vorstande des Vereins

W. G. Neumann



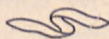
Verlag

W. G. Neumann



## **Protector des Vereins:**

**Se. Eminenz Fürstbischof Georg  
Kardinal Kopp.**



## **Vorstand im Jahre 1903:**

**Stadtsyndikus Sellmann,**  
Vorsitzender.

**Landgerichtsrat Dr. Dittrich,**  
Schriftführer.

**Bankier Gloger,** Schatzmeister.

**Professor Christoph.**

**Apothekenbesitzer Mitsche.**

**Regierungsrat Dau.**

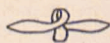
**Partikulier Starker.**

**Königl. Baurat Gaedke. Oberlehrer Soppe. Rentier Wählich.**



## Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Jahresbericht. Von Stadtsyndikus Johannes Hellmann . . . . .	5
Mitglieder-Verzeichnis . . . . .	10
Die Reiffer Sage vom „geräderten Bürgermeister“. Von Oberlehrer Bernhard Ruffert . . . . .	13
Das Kummernis-Kreuz im Reiffer Museum. Von Landgerichtsrat Dr. Hermann Dittrich . . . . .	20
Die Kummernisbilder. Von Dr. Gustav Schnürer, Professor an der Universität Freiburg in der Schweiz . . . . .	21
Schlesische Kummernisbilder. Von Landgerichtsrat Dr. Hermann Dittrich	35
Aus der keramischen Sammlung des Museums. Hochzeitsteller von Major Oskar Haevernick-Cassel . . . . .	39





# Jahres-Bericht für 1903.

## Siebenter Jahrgang.



„Aller Anfang ist schwer“ — das war unser Trostwort, als wir am 5. Juli 1897 unsere Satzungen verteilten und verschickten, um Mitglieder für unseren guten und gemeinnützigen Zweck zu sammeln! Seitdem sind sieben Jahre verflossen und wir können mit Dank und Freude in diesem vorliegenden Berichte aussprechen, daß unser Verein erstarkt und so gefestigt ist, daß er nun dauernd unserer Stadt erhalten bleiben wird. Dafür bürgt in erster Linie das Interesse, welches der Protektor unseres Vereins, Se. Eminenz der Herr Fürstbischof Kardinal Dr. Georg Kopp unseren Bestrebungen entgegenbringt, sowie die Fürsorge der Städtischen Behörden und die Teilnahme der Mitglieder in Stadt und Land, welche es ermöglichte, Altertümer, Kunstwerke und kunstgewerbliche Gegenstände unseren Sammlungen hinzuzufügen.

Im Jahre 1903 wurden außer der satzungsmäßigen Hauptversammlung am 29. April noch drei Vorstandssitzungen abgehalten, in welchen die vorgelegten Tagesordnungen vollständig erledigt werden konnten.

Der bisherige Vorstand wurde in der Hauptversammlung durch Zuvuf einstimmig wiedergewählt. Für die Herren Professor Dr. Hückert und den erkrankten Herrn Partikulier Mich wurden die Herren Gymnasial-Oberlehrer Hoppe und Partikulier Mahlich gewählt, welche beide die Wahl annahmen.

In der Hauptversammlung hielt Herr Landgerichtsrat Dr. Dittrich einen Vortrag über das Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler, welches auf Kosten der Provinz Schlesien angefertigt und unserem Vereine durch den Herrn Landeshauptmann in einem Exemplare überwiesen worden ist. Dasselbe liegt im 4. Zimmer des Museums zur Ansicht der Besucher aus.



Im April 1903 wurde der sechste Jahres-Bericht an die Vereins-Mitglieder und auch an weitere Kreise, an letztere mit einem besonderen Begleitschreiben, versandt, worin zum Beitritt aufgefordert wurde. Wir wendeten uns ganz besonders an die Vertreter des großen und des mittleren Grundbesitzes, sowie an die Volksschullehrer, in der Annahme, daß gerade diese Kreise für die Ziele und Zwecke des Vereins wirken können. Leider ist bisher ein großer Erfolg dieser Bemühungen auf dem Lande nicht zu bemerken gewesen! Immerhin ist die Zahl der Mitglieder um ein Weniges gestiegen, wie das beige druckte Verzeichnis ergibt.

Auch die Zahl der Inventar-Nummern ist von 1989 im Vorjahre auf 2099 gestiegen, wobei noch ausdrücklich betont werden muß, daß uns vielfach Altertümer, ja ganze Sammlungen, von Privatpersonen nicht zugewendet werden, weil unsere Räume nicht Licht, Luft und Platz für die Aufstellung von Waffen, Bildern, Plänen und Münzen gewähren und namentlich im Winter zu einem längeren Verweilen und Beschauen nicht geeignet sind. Möchte die Zeit nicht fern sein, wo uns durch die Gönner unseres Vereins ausreichende Räume für das Museum überwiesen werden können!

Von den neuen Erwerbungen und Zuwendungen wollen wir hier nur einige erwähnen, so das Geschenk des Herrn Stadtrat Mezner in Neustadt O.-S., bestehend in einem eigenhändigen Schriftstück Friedrich d. Gr. — eingerahmt und verwahrt im 1. Zimmer, ein Bauerntisch aus der Feldmühle in Bielau (von Frau Gröschel), ein Bauernschrank (bunt), zwei Hellebarden und ein altes, wahrscheinlich Gräflisch Sternberg'sches Marmor-Grabdenkmal, geschenkt von Frau Gutsbesitzer Lux.

An Büchern und Schriften gingen im Berichtsjahre unter anderen auch ein: die Denkmalspflege, Zeitschrift, herausgegeben im Auftrage des Kultusministeriums, der Bericht des Provinzial-Konservators für Schlesien, enthaltend u. a. ein Bild des Silber-Altars in der Gymnasialkirche — S. 48 — ein Bericht über das Diözesan-Museum in Breslau von dem Archiv-Direktor geistl. Rat Dr. Jungnitz, das Wappenbuch von Saurma, die Wappenkunde von Demmin u. s. w. Es würde zu weit führen, wollte ich all' die eingegangenen Bücher und Zeitschriften hier anführen. Der Schriften-Austausch mit verwandten Vereinen wurde wie in den Vorjahren



fortgesetzt, so mit Breslau, Güstrow, Rostock und Stockholm — in letzter Zeit begonnen mit dem seit Jahresfrist eröffneten Nachbar-Museum in Freiwalbau.

Dasjelbe ist zwar noch klein, bietet aber schon jetzt eine Fülle uns interessirender Gegenstände.

Erwähnt sei noch die Einladung des Breslauer Museum-Vereins zur Teilnahme an der Wanderversammlung in Brieg.

Der Ermittlung und Besichtigung wichtiger Denkmäler der Vergangenheit widmeten sich einige Mitglieder des Vorstandes mit Eifer und Erfolg.

Baurat Gaedke ermittelte bei der Besichtigung der alten, zum Abbruch bestimmten Kirche in Groß-Neundorf, Kreis Neisse, einen gemalten Wappenfries, dessen nähere Beschreibung vorbehalten bleibt. Seiner Anregung ist auch die genauere Besichtigung des alten Stadt- und Zwinger-Mauerrestes am Breslauer Torturm zu verdanken.

Landgerichtsrat Dittrich und Oberlehrer Ruffert bemühten sich bei wiederholten Spaziergängen um die Feststellung alter Bildstöcke und deren Inschriften, z. B. bei Neumühl, Mahlendorf, Starrwitz u. s. w. Ersterer besuchte auch die alte Schloßkapelle in Grünau zwecks Feststellung der darin befindlichen alten Wappen-Malereien.

Unter den Besichtigungen von Privat-Sammlungen sei hier nur ein Besuch bei Herrn Erzpriester Pietsch in Steinau D.-S. erwähnt, bei welchem geschnitzte Apostelfiguren aus dem 15. Jahrhundert, sowie Gemälde Willmanns und anderer Meister besichtigt wurden.

Herr Oberlehrer Ruffert erwarb sich noch ein besonderes Verdienst durch die Herausgabe seiner Schrift: Aus Neisse's Vergangenheit — (Kommissionsverlag der Graveur'schen Buchhandlung), — in welcher er 9 Arbeiten und Aufsätze über Neisse's Geschichte und Altertümer zusammengefaßt hat.

Einem eifrigen Förderer und Gönner unseres Vereins, Herrn General Gabriel, verdanken wir die Sichtung der vorhandenen kleinen Münz-Sammlung und die Anlage eines besonderen Kataloges der schlesischen Münzen.

Herr Medizinalrat Dr. Gimbal, unser um die Willmann-Forschung verdientes Mitglied, wurde von seiten der Provinz zum Denkmalspfleger ernannt.



Besonders erfreulich ist es, daß unser hochverdientes Mitglied und Mitbegründer des Vereins, Herr Major Haevernick in Cassel, zu diesem Jahresberichte eine besondere Arbeit, Abhandlung über Teller u. s. w. geschrieben hat, welche das Resultat sehr eingehender und mühevoller Studien in vielen Museen ist. Auch die in unserer Sammlung vorhandenen Teller werden erwähnt und hatte Herr Regierungsrat Dau die Liebenswürdigkeit, eine Anzahl dieser Teller zu photographieren. Durch diese Arbeit des Herrn Major Haevernick wird wiederum eine Gruppe von Gegenständen unserer Sammlung katalogartig beschrieben, da es — in Folge der noch immer ungelösten Raumfrage — bisher nicht zweckmäßig war, an die Ausstellung eines Gesamt-Kataloges heranzugehen.

So hat das verflossene Vereinsjahr viel Förderung und Freude an dem Aufblühen des Vereins gebracht und kann ich allen Gönnern und Freunden unserer Bestrebungen an dieser Stelle nur nochmals danken und die Hoffnung aussprechen, daß auch das beginnende neue Jahr ein gutes und förderndes werden möge, und weitere Zuwendungen — auch an Kapital — uns die Möglichkeit schaffen, unsere Sammlungen von Jahr zu Jahr zu erweitern und zugänglicher zu machen zu Nutz und Frommen der Bewohner von Stadt und Kreis Neisse, sodaß mein am Schlusse des Berichtes für 1902 ausgesprochener Wunsch sich erfülle: Nimmer zurück!

Ich kann diesen Bericht nicht schließen, ohne der Hochwasser-Katastrophe zu gedenken, welche im Juli d. J. unsere Heimat und die gesamte Provinz Schlesien heimgesucht hat. Ist doch namentlich der Neisser Kreis ganz besonders betroffen worden und wird es vieler Jahre bedürfen, um die Schäden zu heilen, welche die Hochflut der Biele und des Neisseflusses angerichtet haben.

In Zeitungsberichten, Flugblättern und Broschüren sind die Schreckenstage vom 7.—10. Juli d. J., aber auch der trostreiche Besuch Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Auguste Vittoria am 10. August 1903 beschrieben und der Nachwelt überliefert worden. Hunderte von Bildern und Ansichtskarten sind aufgenommen worden, um in ganz Deutschland die Herzen der Menschen zu bewegen, um Liebesgaben zu spenden für die Ärmsten, welche durch die tobenden Fluten Hab und Gut, Haus und Hof verloren haben.



Was in dieser Zeit der Angst, der Sorge und Not in unserer Stadt und deren Nachbarschaft über das Hochwasser berichtet worden ist, alle Bilder und Aufnahmen aus dem Ueberschwemmungsgebiete der Meisse und Viele, welche mir erreichbar und zugänglich waren, habe ich gesammelt und unserer Bibliothek im Museum einverleibt, damit die Nachwelt einst ein Bild von diesen Tagen sich machen kann. Durch die Güte der Herren F. J. Meise, W. Diebitsch, Scholz, Busse, Riedel u. A. ist es möglich geworden, die besten photographischen Bilder über die Wassersnot in Meisse und Ziegenhals, sowie im Neustädter Kreise in einem Album zu vereinigen, welches der Besitzer der Stern-Drogerie, Herr Scholz, dem Vereine zum Geschenk gemacht hat.

Möchte in alle Zukunft unsere Stadt und unsere gesamte Provinz vor ähnlichem Unglück bewahrt bleiben, damit die dem Wohlstande unseres Landes geschlagenen Wunden heilen, Handel, Gewerbe und Landwirtschaft wieder erstarken und erblühen, sodas auch Kunst und Wissenschaft einen gesicherten und dauernden Boden gewinnen können. Dann wird es möglich sein, die Arbeiten und Bestrebungen unseres Vereins auch in Zukunft weiter zu führen zur Aneiferung und Anleitung der heranwachsenden Jugend, welche ja hauptsächlich berufen ist, aus der Vergangenheit zu lernen und Nutzen zu ziehen für das eigene Wirken und Schaffen.

Mögen diese Wünsche sich erfüllen und das neue Vereinsjahr ein reichgesegnetes werden.

Meisse, den 3. Februar 1904.

**F. Hellmann,** Vorsitzender.



## Verzeichnis der Mitglieder

aus dem Jahre 1903.

- Allich**, Bäckermeister.  
**Alter**, Landgerichtsrat.  
**Apfeld**, Zimmermeister.  
**Apfeld**, Frau Zimmermeister.  
**Agmann**, Buchbindermeister.  
**Bär**, Buchdruckereibesitzer.  
**Bartelt**, Gymnasial-Oberlehrer, Dr.  
**Bayer**, Stadtrat.  
**Bayer**, Kaufmann, i. Fa. Carl Niesel.  
**Bergmann**, Kaufmann.  
**Bischoff**, Justizrat.  
**Bloch**, Fabrikbesitzer.  
**v. Bock**, Olga, Baronesse.  
**Bocksch**, Regierungsrat.  
**Böhm**, Schulrat, Dr.  
**Böhm**, Bergolber.  
**Böhmer**, Rentmeister.  
**Borchert**, Landgerichtsrat, Dr.  
**Brauer**, Rentst.  
**Brauer-Tunung**.  
**Bruck**, Frau Kaufmann.  
**Brüll**, Kgl. Gymnasial-Direktor, Dr.  
**Brune**, Major.  
**Buchholz**, Regierungsrat.  
**Buhl**, Feldmesser, Arnßberg i. W.  
**Burgunder**, Maurermeister.  
**Christen**, Landgerichtsrat.  
**Christoph**, Professor.  
**Cimbal**, Medizinalrat, Dr.  
**Croce**, Kaufmann.  
**Croce**, Pfarrer, Randten.  
**Dau**, Regierungsrat.  
**Dengler**, Geh. Kanzleirat.  
**Dittrich**, Geh. Reg.- und Fürstb.  
Konfistorialrat, Breslau.  
**Dittrich**, Wirkl. Geh. Kriegsrat,  
Obernigk.  
**Dittrich**, Erzpriester, Ziegenhals.  
**Dittrich**, Landgerichtsrat, Dr.  
**v. Eberh.**, Major.  
**Eichert**, Major, Rawitsch.  
**Engel**, Hauptmann.  
**Ernst**, August, Kaufmann.  
**Ernst**, Aegidius, Stadtältester.  
**Faerber**, Kreisbaumeister, Haupt-  
mann d. L.  
**Falkenhahn**, Hauptmann.  
**Faulde**, Professor.  
**Faulhaber**, Restaurateur.  
**Faust**, Schulrat.  
**Fieber**, Bildhauer.  
**Franke**, F., Kaufmann.  
**Franke**, Stadtrat.  
**Floegel**, Frä. Elisabeth.  
**Gabriel**, General a. D.  
**Gaedke**, Kgl. Baurat.  
**Gaertig**, Dr. med.  
**Gallien**, Realgymnasial-Direktor.  
**Gehlig**, Dr. med.  
**Geißler**, Kriegsgerichtsrat.  
**Genßler**, Rentier.  
**Glemmich**, Restaurateur.  
**Gloger**, Bankier.  
**Goeschke**, Theaterdirektor.  
**Goguel**, Frau Landgerichtsrat.  
**Graber**, Dr. med., Sanitätsrat.  
**Gräwe**, Oberstleutnant.  
**Grashof**, Geh. Justizrat, Erster  
Staatsanwalt.  
**Greisfeld**, Staffierer.  
**Groetschel**, Dr. med.  
**Großner**, Expeditur.  
**Grosser**, Rentier, Dyhernfurth.  
**Grzimek**, Rechtsanwalt.  
**Guradze**, Staatsanwalt.  
**Haevernick**, Major, Kassel.  
**Hahn**, Fabrikbesitzer.  
**Hampel**, Kreissekretär, Hauptm. d. L.  
**Hausdorf**, Hotelbesitzer.  
**Heyn**, Amtsgerichtsrat.  
**Heinze**, Kaufmann.  
**Heldberg**, Frau Landgerichtspräsid.



**Hellmann**, Stadtsyndikus.  
**Herbarth**, Landgerichts-Obersekretär.  
**Hermes**, C. W., Rentier, Wismar.  
**Hinze**, Buchhändler.  
**Hirschberger**, Rektor.  
**Hitschfeld**, Postdirektor.  
**Hoffmann**, Albert, Kaufmann.  
**Hoffmann**, Carl, Klempnermeister.  
**Hoffmann**, Friß, Stadtrat.  
**Hoppe**, Gymnasial-Oberlehrer.  
**Horn**, Stiftsrat, Reichstags-Abg.  
**Huch**, Stadtrat.  
**Hudert**, Professor, Dr., Königl.  
Gymnasial-Direktor, Patschkau.  
**Hübner**, Hauptmann.  
**Hübner**, Stadtrat.  
**Jaackel**, Frau, Schulvorsteherin.  
**Jaackel**, Frä., Lehrerin.  
**Jahr**, Gewerberat.  
**Jaschke**, Oberlehrer, Ratibor.  
**Jentsch**, Carl, Schriftsteller.  
**v. Jerin**, Kgl. Kammerherr, Landrat.  
**Jung**, Uhrmacher u. Stadtverordneter.  
**Kahrstedt**, Kgl. Garnisonbaurat.  
**Kassel**, Kaufmann.  
**Kaufmann**, Klempnermeister.  
**Kawka**, Hütteninspektor, Ziegeleibes.  
**Kensky**, Schlossermeister.  
**Kienemund**, Kaufmann.  
**Klapper**, Bankvorsteher.  
**Klein**, Lackierermeister.  
**Klein**, Dr. med., Stadtv.-Vorsteher.  
**Klinkhart**, Kaufmann.  
**Klug**, Kuratus, Breslau.  
**Kluge**, Pfarrer, Priesterhausdirektor.  
**Knauer**, Historienmaler.  
**Kochler**, Professor.  
**Kolbe**, Kunstbrechlermeister.  
**Kollibay**, Rechtsanwalt und Notar.  
**Kopecky**, Pfarrer, Kalkau.  
**Koplowitz**, Rentier, Berlin.  
**Kowalsky**, Erzpriester, Neuland.  
**Krampff**, Hauptmann.  
**Krause**, Rechtsanwalt.

**Krauß**, Amtsgerichtsrat, Guben.  
**Kremski**, Hauptmann.  
**Kretschmer**, Domvikar, Breslau.  
**Kriegsschule Meisse**.  
**Krömer**, Frä., Lehrerin.  
**Kühnel**, Frä., Pauline.  
**Kunhardt**, Frä.  
**Kunze**, Generalmajor, Freiburg i. B.  
**Langer**, Franz, Kaufmann.  
**Laub**, Oberkriegsgerichtsrat,  
Breslau.  
**Lebins**, Hauptmann.  
**Lehmann**, Hauptmann.  
**Leipziger**, Kaufmann.  
**Lorenz**, Rektor.  
**Lorenz**, Amtsvorsteher.  
**Lubisch**, Bankdirektor.  
**Luz**, Ger.-Assessor, Dr.  
**Mahlich**, Stadtrat.  
**Maschke**, Oberleutnant.  
**Mauve**, Frau Major.  
**Menz**, Fräulein.  
**Menz**, Eisenbahndirektor a. D.  
**Michalsky**, Oberlehrer, Dr.  
**Moede**, Frau Bergrat.  
**Modrzej**, Kaufmann.  
**Mosler**, Kaufmann.  
**Mücke**, Fortifikationszeichner, Glogau.  
**Muschhoff**, Stadtrat.  
**v. Nahmer**, General a. D., Patschkau.  
**Nausefer**, Oberst.  
**Neise**, Chef-Redakteur.  
**Nitsche**, Apothekenbesitzer.  
**Nissen**, Dr. med.  
**Noack**, Hauptmann.  
**Nürnbergger**, Universitäts-Professor,  
Dr., Breslau.  
**Graf Oppersdorff**, Majoratsherr,  
Schloß Ober-Glogau.  
**Pietsch**, Erzpriester, Steinau, D.-S.  
**Pinkus**, Mag., Neustadt, D.-S.  
**Pischel**, Erzpriester u. Stadtpfarrer.  
**Pischel**, Klempnermeister.  
**Pischel**, Fabrikbesitzer.



**Bischel**, Franz, Bäckermeister.  
**Bischel**, Carl, Kaufmann.  
**Blischke**, techn. Lehrer am Real-  
Gymnasium.  
**Bohl**, Frau Rittergutsbes., Kalkau.  
**Bohl**, Fräulein, Kalkau.  
**Boleck**, Geh. Reg.-Rat, Professor,  
Dr., Breslau.  
**Bolenz**, Frau Stiftsrat.  
**Bolke**, Stadtrat.  
**Breiß**, Partikulier, Stadtrat.  
**Preiß**, Paul, Kaufmann.  
**Przybicka**, Amtsgerichtsrat.  
**Pupke**, Apotheker.  
**Radloffsky**, Stadtältester.  
**Rechnitz**, Kaufmann.  
**Reiche**, Landgerichtsrat.  
**Reimann**, Präsekt, Ober- und  
Religionslehrer.  
**Reinelt**, Lehrer und Schriftsteller,  
Breslau.  
**Richter**, Superintendent.  
**Riedel**, Photograph.  
**Riedinger**, Pfarrer, Oppersdorff.  
**Rieger**, Landschaftskassenrendant.  
**Rösener**, Frl., Else.  
**Rose**, Professor.  
**Rudolph**, Ed., Kaufmann.  
**Ruffert**, Oberlehrer.  
**Ruffert**, Kaufmann.  
**Schalk**, Kgl. Baurat.  
**Schermluh**, Dr., Kgl. Seminar-  
Direktor, Ober-Glogau.  
**Schmachthahn**, Kaufmann.  
**Schmidt**, Professor.  
**Schoefer**, Kuratus.  
**Schoen**, Heinrich, Kaufmann.  
**Scholz**, Erzpriester, Köppernig.  
**Scholz**, Stadtpfarrer, Ottmachau.  
**Scholz**, Assessor.  
**Scholz**, Drogenhändler.  
**Schulemann**, Hauptmann.  
**Schulemann**, Frau Fabrikbesitzer.

**Schwarzer**, Oberagent.  
**Seidel**, Dr. med., Gr.-Kunzendorf.  
**Seiler**, Hauptmann.  
**Siegert**, Steuerinspektor.  
**Sperlisch**, Landgerichts-Direktor,  
Schweidnitz.  
**Sponer**, Kaufmann.  
**Springer**, verw. Frau Rentiere.  
**Starke**, Rechtsanwalt und Notar.  
**Starke**, Hausbesitzer.  
**Stehr**, Partikulier.  
**Stephan**, Frau Landgerichtsdirektor.  
**Strand**, Kupferschmiedemeister.  
**Stull**, Pfarrer, Polnisch-Wette.  
**Tannert**, Dr. med.  
**Tannert**, Kunstantiquar.  
**Tannert**, Franz, Rentier.  
**Tannert**, Rechnungsrat.  
**Tihe**, Kaplan.  
**Troeger**, Hauptmann.  
**Tschipke**, Frl., Industriellehrerin.  
**Vieweger**, Steindruckereibesitzer.  
**Vincenz**, Kaufmann, Leutnant d. Res.  
**Vincenz**, Mälzereiverwalter.  
**Vogel**, Oberlehrer.  
**Vollert**, Amtsgerichtsrat.  
**Wahner**, Dr., Oberlehrer.  
**Walter**, Rechtsanwalt.  
**Warmbrunn**, Oberbürgermeister.  
**Wiebe**, Oberstleutnant a. D.  
**Winkler**, Oberlehrer.  
**v. Woykowsky-Biedau**, Ober-  
leutnant a. D., Ober-Glogau.  
**v. Woyrsch**, Generalleutnant.  
**Wolter**, Frl. Johanna, Schulvorsteh.  
**v. Wrochem**, Fräulein.  
**Zacharias**, Eisenbahn-Obersekretär.  
**Zacher**, Amtsvorsteh., Gr.-Neundorf.  
**Zastra**, Fräulein, Margarethe.  
**Zedler**, Generalmajor.  
**Ziegan**, Stadtpfarrer, Brieg.  
**Ziegenhals**, Stadtgemeinde.  
**Zimmer**, Färbereibesitzer.



## Die Meißner Sage vom „geräderten Bürgermeister“.

Von Oberlehrer Bernhard Ruffert.

In Meisse ist folgende Sage verbreitet: Als die früher österreiche\*) Stadt Meisse in den schlesischen Kriegen preussisch geworden war, soll in der Stadt eine Verschwörung angezettelt worden sein zu dem Zwecke, die verhasste preussische Besatzung an einem bestimmten Tage und zu einer bestimmten Stunde zu überfallen und niederzumachen und die Stadt wieder in die Hände der Oesterreicher zu bringen. Des Bürgermeisters Köchin, die bereits eine Liebchaft mit einem preussischen Tambour — der kleine Amor kennt offenbar keinen Patriotismus — angefangen und in dem Hause ihrer Herrschaft durch einen Zufall etwas von dem Anschläge gegen das preussische Militär erlauscht hatte, bangte natürlich für das Leben ihres Geliebten und hatte nichts Eiligeres zu tun, als dem Tambour die ihm und seinen Kameraden drohende Gefahr zu verraten. Dieser eilte schnurstracks zur Hauptwache, ließ Generalmarsch schlagen, vereitelte dadurch die Verschwörung und rettete die preussische Besatzung. Zur Strafe sei der Bürgermeister der Stadt gerädert worden; außerdem übernachtete seitdem auch nie ein preussischer König in der Stadt Meisse. Jeden Abend habe, um die Stadt an ihre Treulosigkeit zu erinnern, die Armesünderglocke auf dem Rathsturne eine Stunde, später eine Viertelstunde lang geläutet werden müssen, und endlich sei zum abschreckenden Beispiele für die Bewohner der Stadt die Figur des geräderten Bürgermeisters an dem Rathsturne angebracht worden.

Was ist nun Wahres an dieser ganzen Erzählung?

Wenn wir die einzelnen Momente in dieser Erzählung genauer prüfen, so finden wir zunächst, daß der Bericht von der angeblichen Verschwörung der Meißner Bevölkerung und der Räderrung des Bürgermeisters historisch nicht haltbar ist. Die ganze historische und chronikalische Literatur über jenen Zeitabschnitt weiß nichts von einer solchen Verschwörung. Höchstens könnte eine Stelle in Grünhagen's Geschichte Schlesiens einen allerdings recht schwachen Anhalt

\*) An die österreichische Vergangenheit der Stadt erinnern noch die Doppeladler an den Kronleuchtern der Pfarrkirche und der auf dem „Schönen Brunnen“ in der Breslauerstraße angebrachte Doppeladler.



bieten. Der erwähnte Geschichtsschreiber sagt im zweiten Bande S. 245 des bezeichneten Werkes: „Wir erfahren von einem Anschläge der Oesterreicher auf Neisse im September dieses Jahres (nämlich 1762), bei welchem verräterische Einverständnisse in der Stadt den Versuch einer Ueberrumpelung unterstützen sollten. Wir vernehmen dabei, daß ein österreichischer Hauptmann Wallisch (oder Wallis), vermutlich derselbe, welcher bei dem Warfot'schen Verrat eine Rolle gespielt, und der von seiner früheren Kriegsgefangenschaft in Neisse her dort noch Bekanntschaften haben mochte, daran theiligt war, und daß diesem von der österreichischen Regierung durch Feldmarschall Daun 100000 Dukaten angeblich zur Verfügung gestellt worden wären, der (Neisser) Kommandant, General von Grant, hätte aber Nachricht von dem Plane erhalten, und die entschlossene Wachsamkeit, die er durch wiederholte Ausfälle betätigte, ließ den Oesterreichern einen Ueberrumpelungsversuch als aussichtslos erscheinen.“ Abgesehen davon, daß Grünhagen an diese Erzählung selbst nicht recht zu glauben scheint und für dieselbe auch keine Quelle anzugeben vermag, geht aus der angeführten Stelle jedenfalls klar hervor, daß es zu einer Ueberrumpelung, ja auch nur zu einem Versuche dazu gar nicht gekommen ist.

Ferner soll kein preußischer König seit jener angeblichen Verschwörung in Neisse mehr übernachten. Nichts ist leichter zu widerlegen als diese Behauptung. Es ist bekannt, daß gerade Friedrich der Große, unter dessen Regierung sich Neisse jenes Verbrechens schuldig gemacht haben soll, nach den schlesischen Kriegen fast in jedem Jahre, in manchen mehr als einmal, im ganzen etwa vierzig Mal, in Neisse gewesen ist, und sicher weit über 100 Tage seines tatenreichen Lebens hier zugebracht hat. Mit Vorliebe wohnte er in der „Bergapotheke“, die sich von 1753 bis 1881 in dem jetzt noch erhaltenen, mit einer Gedenktafel versehenen Hause Königsstraße 23a befand. Er richtete sich sogar ganz wohnlich in diesem Hause ein, erbaute daselbst einen Gartensaal, auch eine Küche und ein Badgewölbe. Hof hielt aber Friedrich in der ehemaligen bischöflichen Residenz auf der Bischofsstraße, wo er auch seinem hohen Gaste, dem österreichischen Kaiser Joseph II. vom 25. bis 28. August 1769 die Honneurs machte. Als 1780 auf der Hundsgasse, der jetzigen Friedrichstraße, eine Anzahl Bürgerhäuser abbrannte, ließ Friedrich dieselben auf seine Kosten schöner wieder aufbauen. Im folgenden Jahre schenkte er zur Erbauung von 15 Häusern eine bedeutende Geldsumme. Hätte wohl Friedrich der Große dies alles getan, wenn sich Neisse treulos und verräterisch gegen ihn bewiesen hätte? —

Friedrich des Großen Neffe und Nachfolger Friedrich Wilhelm II. behielt das Absteigequartier in der Bergapotheke bei



und besuchte Meisse am 20. August 1787, um über die hier versammelten Truppen Revue abzuhalten. Abends speiste der König bei dem Fürstbischof, dem Prinzen von Hohenlohe, in dessen Palaste auf der Bischofstraße, wo zu Ehren des königlichen Gastes auch eine Oper aufgeführt wurde.

Sein Sohn Friedrich Wilhelm III. hielt bereits im Jahre 1798, also kaum ein Jahr nach seiner Thronbesteigung, seinen feierlichen Einzug und die erste Revue in Meisse, um schon nach zwei Jahren (nach anderen Quellen sogar schon 1799), diesmal von seiner Gemahlin, der edlen Königin Luise, begleitet, in unsere Stadt zurückzukehren. Von neuem besuchte der König Meisse — das einige Wochen vorher den Tod seiner erlauchten Gemahlin, der vielgeprüften Königin Luise, durch einen Trauergottesdienst in der katholischen Pfarrkirche begangen hatte — im Jahre 1810 und besichtigte außer den Truppen auch die von der vorangegangenen Belagerung schwer heimgesuchte Pfarrkirche und die erst kurz vorher eingerichtete Gewehrfabrik bei der Gymnasialkirche. Schon nach Verlauf von zwei Jahren, im August 1812, erschien der König wiederum in Meisse, um unter anderen auch das neu erbaute Fort Scharnhorst am rechten Meisseufer bei der Eisenbahnbrücke in Lugenschein zu nehmen. — Nach der Schlacht bei Bautzen im Jahre 1813 mußten die Verbündeten sich nach Schlesien zurückziehen und der nachdrängende Feind näherte sich immer mehr Schlesiens Hauptstadt. Eiligst räumten die königlichen Behörden Breslau, sämtliche Kassen und Archive wurden nach Meisse gebracht, auch Friedrich Wilhelm III. traf mit seiner Familie in unserer Stadt ein und bezog für mehrere Wochen die Bergapotheke. Und als zwei Jahre später, im Jahre 1815, das erschreckte Europa die Kunde vernahm, Napoleon sei von Elba entwichen und habe bereits französischen Boden betreten, da eilte auch der König von Wien nach Berlin zurück, wiederum in unserer Stadt Mast machend. Auf seine Veranlassung war auch am 17. September 1819 die Verpflichtung des jeweiligen Besitzers der Bergapotheke, sein Haus bei jedem Besuche eines preussischen Königs oder seiner Familie als Wohnung zur Verfügung zu stellen, hypothekarisch eingetragen.

Sein Sohn, Friedrich Wilhelm IV., hatte Meisse bereits dreimal als Kronprinz besucht: Das erste Mal in Begleitung seines Vaters, als dieser von Wien nach Berlin zurückreiste; dann im Jahre 1819, als derselbe, auf einer Reise nach Italien begriffen, in unserer Stadt übernachtete, deren Bürger es sich nicht nehmen ließen, ihrer Freude über diesen Besuch durch festliche Illumination der Privathäuser und öffentlichen Gebäude begeisterten Ausdruck zu geben, und das letzte Mal im darauffolgenden Jahre in Begleitung des Staatskanzlers von Hardenberg auf seiner Reise



zu dem wegen der in Neapel ausgebrochenen Unruhen von Metternich angeregten Troppauer Kongreß; auch auf der Rückreise hat er vierzehn Tage später wiederum in Reiffe gewohnt und in der Bergapotheke Wohnung genommen. Als König hat Friedrich Wilhelm IV. zuletzt im Jahre 1846 unsere Stadt besucht.

Kaiser Wilhelm hat als Prinz von Preußen und Inspekteur eines österreichischen Bundes-Korps gelegentlich einer Belagerungsübung vor der Festung Olmütz Reiffe auf der Durchreise besucht. Den erlauchten Sohn des ersten Kaisers, den späteren Kaiser Friedrich, hat die Stadt ebenfalls wiederholt in ihren Mauern gesehen: Das erste Mal, als dieser in seiner Eigenschaft als Oberst des 11. Infanterieregiments am 1. Juni 1857 in Begleitung Moltkes nach Reiffe kam, und neun Jahre später, als er bei Ausbruch des Krieges mit Oesterreich als Befehlshaber der zweiten oder schlesischen Armee am 14. Juni 1866 in der Reiffer Kriegsschule seine Wohnung bezog. Fünf Tage darauf traf auch die Königin Augusta in Reiffe ein. Sie stieg in der ehemaligen Kommandantur, der jetzigen Bürgermeisterwohnung, ab. Der Besuch, den die älteste Schwester unseres jetzt regierenden Kaisers, die Erbprinzessin Charlotte, zum ersten Male Reiffe am 19. August 1896 abstattete, ist noch in frischer Erinnerung.

Wie verhält es sich nun aber mit dem täglichen Läuten der Armesünderglocke, wodurch die Reiffer beständig an ihre Missetat erinnert werden sollten? Dieses tägliche Läuten war nichts anderes als das von altersher in Reiffe nach dem Abendleuten üblich gewesene Läuten der sogenannten Schließglocke, wodurch vom Ratsturm herab der um 9 Uhr abends erfolgende Schluß der Stadttore angekündigt wurde. Schon im Jahre 1542 — die sogenannte Armesünderglocke, die zuletzt als Schließglocke verwendet wurde, ist erst 1749 gegossen worden — wird die Schließglocke, die damals aber schon um 8 Uhr abends geläutet wurde, bei der Schilderung einer Feuersbrunst mit folgenden Worten erwähnt: „Im Jahre 1542, den 20. Mai, Sonnabends nach Christi Himmelfahrt, als der Seiger (= Uhr) acht geschlagen und die Schließglocke geläutet werden sollte, ging in der Hundsgasse (jetzt Friedrich- und Wilhelmstraße) ein Feuer auf u. s. w.“ Die Heinze'sche Chronik berichtet hierüber in ähnlicher Weise: „1542 war ein großes Feuer, es fing auf der Hundsgasse an . . . . . Dieses Feuer kam um die Schließglocke aus.“

Wer nach dem durch die Schließglocke verkündeten Toresschluß Einlaß begehrte, mußte einen Kreuzer (nach jetzigem Gelde 3 1/3 Pf.) entrichten, was „Torsperrgeld“ genannt und zum Bau sowie zur Instandhaltung der Brücken verwendet wurde. Als 1738 die von dem Reiffer Räte projektierte Sperrordnung von der bischöflichen



Regierung bestätigt wurde, verlangte letztere einen Bericht, wieviel das Sperrgeld für das abgelaufene Jahr abgeworfen habe. Der Reisser Rat antwortete unter dem 27. März, daß der völlige Ertrag solcher 1737 eingehobener Sperrgelder in 212 Talern, 34 Groschen, 1½ Heller bestanden habe. 1738 betrug die Einnahme 178 Taler, 1739 191 Taler und 1740 167 Taler. 1774 dagegen war die Einnahme schon größer: am Berliner Tore betrug sie 134 Taler, am Breslauer Tore 87 Taler, am Neustädter Tore 50 Taler, zusammen 271 Taler. Jede Person zahlte, wie bereits erwähnt, einen Kreuzer; es passierten also durchschnittlich an jedem Abend nach der Schließglocke das Berliner Tor 33 Personen, das Breslauer Tor 21 Personen, das Zolltor gar nur 12 Personen. Heutzutage würde eine solche Abgabe sicher einen bedeutend höheren Betrag abwerfen.

Während der Belagerung von Neisse im Jahre 1807 ruhte auf Befehl des Kommandanten und des Magistrates das Schlagen der Turmuhr und jegliches Glockengeläut, also auch der Schließglocke. „Erst 1808, den 4. Mai“, so erzählt ein über die Belagerung geführtes Tagebuch, „hörten wir nach der Abendglocke das erste Mal seit dem 24. Februar 1807 das Schließglockchen läuten, auch wurde heute das Torsperrgeld wieder eingenommen.“ Erst gegen 1838 schaffte man es ab, und als um das Jahr 1846 eines Abends beim Läuten der Schließglocke, die als Armesünderglocke natürlich auch bei Hinrichtungen geläutet wurde, der Klöppel herabfiel und eine Reparatur notwendig wurde, beschloß der Magistrat im Verein mit der Stadtverordnetenversammlung, das durch die Reparatur unterbrochene abendliche Läuten nicht wieder einzuführen mit der ausdrücklichen Motivierung, weil der Zweck des Läutens bezüglich der Torsperre seit Jahren weggefallen sei und um zugleich der darauf bezüglichen Sage den Boden zu entziehen. Wie hätte es aber eine Stadtvertretung wagen dürfen, eine ihr von einem preussischen Könige auferlegte Strafe aus eigener Machtbefugnis aufzuheben? —

Welche Bewandnis hat es nun aber endlich mit dem „geräderten Bürgermeister“ am Rasturm? In der That erblickt man an der südwestlichen, der Kreuzkirche zugekehrten Seite unter der daselbst befindlichen Mondkugel die Figur eines Mannes in der Gewandung eines römischen Kriegers, dessen linker Fuß auf einem Rade ruht; das Gesicht ist vom Regen völlig ausgefurcht und von den Armen sind nur noch Stumpfe vorhanden. In den Kreisen derer, die an die Sage vom „geräderten Bürgermeister“ von vornherein nicht glauben, hat man sich den Kopf darüber zerbrochen, wen die Figur wohl in Wahrheit vorstellen mag. Die einen meinen nun, jene Figur, die man überdies zum Zweck näherer Prüfung



von den nächstliegenden Dächern aus wiederholt photographiert hat<sup>1)</sup>, stelle den hl. Florian, den Schutzpatron gegen Feuersgefahr, dar. Ist man auch gewohnt, den genannten Heiligen in unserer Gegend als einen römischen Soldaten abgebildet zu sehen, wie er mit der einen Hand eine Fahne hält und mit der andern aus einem Gefäß über ein Feuer oder ein brennendes Haus Wasser ausgießt, so fand diese Hypothese doch viel Anklang<sup>2)</sup>, war doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die nicht mehr vorhandenen Arme ein Wassergefäß oder eine Fahne getragen haben mochten.

Andere wieder behaupten, die Figur sei eine Rolandsfigur, welche die Marktgerechtigkeit versinnbilden sollte. Rolandssäulen pflegten aber meistens auf dem Marktplatz in der Nähe des Rathhauses zu stehen, und auch bei uns in Reisse stand eine solche auf dem Ringe bei dem alten Rathause, von wo sie (nach Minsberg's Chronik S. 3) erst im Jahre 1807 entfernt wurde.

Da fand Verfasser dieser Zeilen vor einiger Zeit in einem in der Breslauer Stadtbibliothek aufbewahrten und aus der Zeit Friedrichs des Großen stammenden handschriftlichen Werke, betitelt „Werner's Topographie“ folgende Beschreibung des Reisser Rathsturms:

„Von aussen ziehret Stadt und Rathhaus ein über aus Zierlicher undt Hoher spitziger Thurm mit schönen gallerien, Künstlichen Uhrwerk, welches nicht allein die stunden zeigt, Sondern auch allerhand Spiel<sup>3)</sup> praesentiret, absonderl. steht über (muß offenbar heißen „unter“) dem Cranz die Figur eines grossen mannes, welcher bey Jeden uhrschlagen ein großes maul macht, und den Kopf rühret, als wenn Er die urschläge zehlte, wie auch mit seinem langen stab in der Hand den Takt gleichsam führend, wie viel die Uhr schlägt undt selbe zehlet.“ Es galt nun festzustellen, ob die hier geschilderte Figur identisch mit der am Rathsturm sichtbaren Figur ist. Auf Anregung des Verfassers hat sich vor einiger Zeit Herr Uhrmacher Jung, dem die Wartung der Rathsturmuhre anvertraut ist, der sehr verdienstvollen Mühe unterzogen, die Figur von dem darüber befindlichen Fenster aus genauer zu untersuchen. Das Resultat dieser Untersuchung war ein höchst interessantes. Die Figur ist nicht aus Stein, sondern aus ganz leichtem Lindenholz; der Bahn der Zeit hat sie ganz ausgehöhlt, und Dohlen nisten jetzt in der Höhlung. Der Kopf, sowie die Zunge für sich, sind beweglich. Der Mann konnte also tatsächlich „mit dem Kopf nicken“ und „ein großes

<sup>1)</sup> Das hiesige Altertumsmuseum ist im Besitz zweier solcher Photographien.

<sup>2)</sup> So z. B. in der Festschrift des 25jährigen Stiftungsfestes der Freiwilligen Feuerwehr zu Reisse Nr. 3, Seite 15.

<sup>3)</sup> Dazu wird wohl auch das Mondwerk zu rechnen sein.



Maul machen". Die Arme sind durch Hebel bewegbar, seitwärts am Turme befinden sich Ratschen, woran die Scharniere befestigt waren. An der Uhr selbst sind Schraublöcher und Oeffnungen vorhanden, die an und für sich gar keinen Zweck hätten, vielmehr auf einen Zusammenhang zwischen der Figur und dem Uhrwerk hindeuten. Außerdem berichtet noch vom Jahre 1694 die Heinze'sche Chronik: „Auch wurde das Gespär am Ratsurm verbessert, wie auch das Dach und das Kupfer aufs neue grün angestrichen durch Martin Fröhlich, Schieferdecker, die Seigertafel und der Mann wurden auch renoviert und neu gemacht." Aus dem Gesagten geht wohl mit Klarheit hervor, daß der Mann am Ratsurm lange vor Friedrich dem Großen vorhanden gewesen ist, also nicht erst zur Strafe für eine unter seiner Regierung verübte Verrätheri damals angebracht worden sein kann. Ebenso läßt der Umstand, daß die Figur nicht aus Stein, sondern aus leichtem Holz angefertigt ist, darauf schließen, daß dieselbe nicht als eine unbewegliche, symbolische Gestalt gedacht war, sondern beweglich sein sollte, um, wie die Beschreibung sagt, die einzelnen Uhrschläge mit Bewegungen des Armes, Nicken des Kopfes und Oeffnen des Mundes begleiten zu können. Begegnen wir doch ähnlichen Spielereien bei den mit beweglichen Figuren versehenen astronomischen Uhren aus früheren Jahrhunderten, wie z. B. bei den im Straßburger Münster, in den Marienkirchen zu Rostock und Lübeck, im Rathause zu Prag, in der Kathedrale St. Jean zu Lyon u. a. m. — Somit erweisen sich die einzelnen Züge der Meißner Sage als historisch durchaus hinfällig.

Wie ist aber die Entstehung dieser in unserer Stadt sich so zähe erhaltenen Sage zu erklären? Nach der Belagerung von Meisse, während welcher das Uhrwerk und der mit ihr in Verbindung stehende Mechanismus der Figur ruhte, hat man offenbar sich damit begnügt, das Uhr- und Mondwerk wieder in Gang zu bringen, während man den Mann „in Ruhestand versetzte", vermutlich weil man in jener traurigen Zeit für derartige Spielereien keinen Sinn mehr hatte. Im Laufe der Jahre und Jahrzehnte ging dann die Kenntnis von dem ursprünglichen Zwecke des Mannes am Ratsurm und auch später des Läutens der Schließglocke immer mehr verloren. Und so wird, da man das unverständlich Gewordene sich durchaus auf irgend eine Weise erklären wollte, mit Zuhilfenahme des Umstandes, daß lange kein preussischer König in Meisse gewohnt, und der Fuß des Mannes am Ratsurm zufällig auf einem Rade ruht, die Sage von dem geräderten Bürgermeister entstanden sein.



## Das Kimmernis-Kreuz im Meißner Museum.

(Mit Abbildung.)

Im ersten Zimmer des Museums hängt ein Kreuzifix von ungewöhnlichem Ansehn. Nicht die herkömmliche Figur des gekreuzigten Heilandes sehen wir am Kreuze befestigt, sondern die lebensgroße Gestalt einer härtigen Jungfrau, deren Kopf mit einer vergoldeten Krone geschmückt ist. Der Oberkörper ist mit einem am untern Rand von goldenen Franzen umsäumten Wamms bedeckt, das durch ein reich vergoldetes Nieder gehalten wird; die mit Spitzen besetzten Ärmel reichen nur bis zu den Ellenbogen, die Vorderarme sind entblößt, die Hände mit Nägeln an die Enden der Kreuzarme befestigt; den Unterkörper bedeckt ein weiter faltiger Reifrock, der die auf ein Kniebrett nebeneinander gestellten Füße freiläßt. Der linke Fuß ist mit einem goldenen Pantoffel bekleidet, der rechte unbeschuht. Die Kleidung entspricht der weiblichen Hoftracht des 17. Jahrhunderts. Die ganze Figur ist in weiß und gold gehalten.

Manchen Besucher des Museums sahen wir schon sinnend das Kreuz betrachten, manchen kopfschüttelnd des Weges gehen; einige auch wohl nahmen sich die Zeit, voll Interesse die darunter hängende kurze Erklärungstafel zu durchlesen oder das Aufsicht führende Vorstandsmitglied um Auskunft anzugehen.

Die Figur stellt die sogenannte heil. Kimmernis dar. Sie befand sich ehemals in der kathol. Pfarrkirche St. Jakobi. Zu welcher Zeit, durch wessen Stiftung und aus welchem Anlaß dieses Kreuzifix in die Kirche gekommen ist, das zu ermitteln haben wir uns im Lauf der Jahre vergeblich bemüht. Nur soviel hat sich ergeben: Es soll aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammen.\*) Anfangs in der Kirche aufgestellt, wurde es später als anstößig entfernt und lag lange Zeit auf dem kleinen Chor über der Sakristei, bis es zu Zeiten des Stadtpfarrers Neumann (1846 ff.) wieder in der Kirche seinen Platz fand und zwar in einer Nische am linken Pfeiler des Bürgerchors nahe der Kapelle der schmerzhaften Mutter Gottes. Später ist es wiederum auf den Kirchenboden gekommen und von dort in das Museum.

Die Forschung über die Kimmernis-Kreuze ist alt und hat von jeher manches Rätsel. Gerade in der neueren Zeit ist vieles darüber veröffentlicht worden. Neben kleineren Aufsätzen in

\*) Der Meißner Pfarrer Franz v. Zoffeln erwähnt in seinem Tagebuch der Belagerung von Meisse von 1807, daß am 6. Juni 1807 der Gottesdienst wieder in der Capelle matris dolorosae gehalten und vor derselben auf einer Kanzel „bei der hl. Kimmernis“ gepredigt wurde.





S. Kummerniss in Neisse.







illustrierten Zeitschriften ist die Frage neuerdings eingehend wissenschaftlich bearbeitet durch Herrn Professor Dr. Gustav Schnürer in Freiburg in der Schweiz. Der genannte Herr — selbst ein Schlesier — war unserer Bitte geneigt und hat für unsern Jahresbericht die nachstehende Abhandlung über die Frage verfaßt. Es sei ihm auch an dieser Stelle ganz besonders dafür gedankt.

Die Gönner, Mitglieder und Freunde unseres Vereins werden aus dieser Quelle am besten Aufklärung über die interessante und merkwürdige Entwicklung der Kimmernis-Legende erhalten können.

Eine Uebersicht der sonst noch in Schlesien ermittelten Kimmernis-Kreuze bringen wir am Schluß.

## Die Kimmernisbilder.

Von Dr. Gustav Schnürer, Prof. a. d. Universität Freiburg i. d. Schweiz.<sup>1)</sup>

Die Frage, was die Kimmernisbilder zu bedeuten haben, und welcher berechtigte Kern der Kimmernis-Legende zu Grunde liege, beschäftigt die Forscher schon seit Jahrhunderten.

Den Inhalt der Legende geben wir nach einem alten Text, der sich in einer pfälzischen Handschrift<sup>2)</sup> und auf einem Einblatt des Hans Burgkmaier (a. 1500) in der Münchener Hof- und Staats-Bibliothek<sup>3)</sup> befindet, dann auch auf manchen Bildern Süddeutschlands<sup>4)</sup> als Unterschrift angebracht ist.

„Es was (= war) ains haydnischen Küniges Tochter, die was schön und weyß. Darumb ain haydnischer Künig ir zu ainem Gemahel begeret. Das was der Jundfrawen laid, wann

<sup>1)</sup> Ueber die allgemeine Frage nach der Entstehung der Kimmernis-Legende äußerte ich mich zuerst in einem Vortrag auf der General-Versammlung der Görresgesellschaft in Koblenz, welcher Jahresbericht genannter Gesellschaft für 1901 S. 43 ff. zum Abdruck kam. Ich gebe die Darlegungen hier in wesentlich erweiterter und verbesserter Form. Da ich diese Studien weiter verfolge, so bin ich für Beiträge jeder Art über Bilder und Legenden aufrichtig dankbar.

<sup>2)</sup> Daraus veröffentlicht von Mone im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit VII (1838) S. 583.

<sup>3)</sup> Einblatt, VII, 19 q. In den Photographien von C. Teufel in München. Serie 776; siehe Abbildung (verkleinert).

<sup>4)</sup> So auf dem Kimmernisbild von Gmünd in Württemberg, das einst Kerner den Anlaß gab zu seiner Dichtung „Der Geiger zu Gmünd“. Vgl. Kerners Briefwechsel, herausgegeben von seinem Sohn Theobald, erläutert von Ernst Müller I, 434 A 1. In den Sammelwerken des Jakob Reutlinger (geschrieben um 1582) findet sich Bd. XII Fol. 115 ff. im Stadtarchiv von Ueberlingen eine Vertifizierung dieses Textes; Herrn Prof. Roder aus Ueberlingen verdanke ich eine Abschrift dieses Gedichtes.



(= denn) sy hett Gott außermölet zue ainem Gemahel. Das thet irem Vatter zoren (= erzürnen). Der leget sy gefangen. Da rüffet sy Gott in der Gefändnuß an und hatt in, das er ir zu Hilff kām. Das geschach, und kam Gott zu ir in der Gefändnuß und tröstet sy. Do begeret sy, das er sy verwandelt in söliche Gestalt, das sy kainem auf Erdrich geviel, sondern im allain und das er sy machte, wie sy im am basten geviel. Do verwandelt er sy und macht sy im gleich. Do das ir Vatter sach, fragt er sy, warumb sy also sähe. Do sprach sy: Mein Gemahel, den ich mir außermölet hab, hatt mich also gemacht, Wann sy wolt sunst Kainen, dann den gekreuzigten Gott. Do erzürnet ir Vatter und sprach: Du mußt auch am Kreuz sterben wie dein Gott. Des war sy willig und starb am Kreuz. Und wer sy anruft in Kimmernuß und Ansechtung, dem kam sy zu Hilff in seinen Nöthen, und haist mit Namen Kumini und wirt genant sant Kumernuß und ligt in Holand in ainer Kirchen genant Stonberg. Do kam ain armes Geygerlin für das Bild und gehget so lang biß ym das gekreuziget Bild ainen goldin Schuch gab. Den nam er und trug yn zu ainem Goldschmid und wolt yn verkauffen. Do sprach der Goldschmid: „Ich kauff sein nit, villsicht hast du yn gestolen.“ Do antwurt er: „Nain, das gekreuziget Bild hat mir yn geben. Man köret sich nit daran und sieng yn und wolt yn henden. Do begeret der Geyger, das man yn wider zu dem Bild füret. Das thet man und thet dem Bild den guldin Schuch wider an den Füß. Do gehget er wider wie vor. Do ließ das kreutzget Bild den Schuch wider herab vallen. Des ward der Geyger gar fro und danket Got und sant Kimmernuß.“

Natürlich gibt es mannigfaltige Varianten dieser Legende. So erscheint vielfach als Werber der Vater, der als ein König von Portugal angegeben wird, nicht ein anderer heidnischer König. Das wesentliche ist aber überall, daß auf den Bildern eine gekreuzigte, bekleidete härtige Heilige zur Darstellung kommt. Gewöhnlich, aber nicht immer, kniet vor ihr ein Geiger, dem die Heilige einen ihrer Schuhe zuwirft. Der Name der Heiligen lautet sehr verschieden. In den Alpengegenden und in Süddeutschland, wie auch in Schlessien, heißt sie Sanct Kimmernis, die heilige Kimmernis, feltener Romina, Comera, Cumerana, in Mittel- und Norddeutschland die heilige Hülfe, Sanct Hulpe, den Niederlanden Sanct Ontkommene oder Ontkommer. Lateinisch heißt sie Wilgefortis; unter diesem Namen steht sie im römischen Martyrologium unter dem 20. Juli. Vereinzelt kommen die Namen Liberata, Entropia, Reginfledis, Digneportis vor. Im Französischen lautet die Bezeichnung Sainte Wilgeforte, Sainte Combre, Sainte Ancombre. Im Böhmischen



findet sich als wörtliche Uebersetzung von Kümmeris der Name Starosta, im Polnischen Trasobliwa.

Die Legende ist erst im 15. Jahrhundert sicher bezeugt. Ein fester chronologischer Anhaltspunkt ist eine Urkunde des Herzogs Adolf von Cleve vom Jahre 1419, durch welche der Herzog einen Altar in der Kollegiatskirche zu Cleve stiftet zu Ehren verschiedener Patrone und unter anderen auch „in die ere sunte Wilgifortis der h. Jonfrouwen geheiten sunte Unkommer.“<sup>1)</sup> Am Anfang des 16. Jahrhunderts war die Verehrung der Heiligen schon weit verbreitet. Luthers Freund, Henricus Phoeniceus von Norschach, der wahrscheinlich identisch ist mit dem Augsburger Domprediger Urbanus Rhegius, polemisierte 1521 in seiner Schrift, welche Luther gegenüber der päpstlichen Bannbulle verteidigen sollte, gegen verschiedene Formen der Heiligenverehrung; dabei wird auf den Volksbrauch hingewiesen, in Kammer ein Kerzlein vor Sant Kümmernuß Bild aufzusteden.<sup>2)</sup> Im 16. Jahrhundert begegnet uns der Name der Heiligen auch in Martyrologien, seit 1586 erscheint er im römischen Martyrologium.<sup>3)</sup> In Heiligen-Kalendern und Andachtsbüchern treffen wir von da ab häufig die hl. Wilgesfortis. Der Augustiner-Provinzial P. Bernardus a. S. Theresia ließ 1696 ein Büchlein erscheinen, das eine Lebensbeschreibung der Heiligen bieten sollte unter dem Titel: „Eine wolriechende Rosen aus Portugall . . . . Das ist Eine kurze Beschreibung des Lebens der Heiligen Jungfrauen und Martyrin Wilgesfort, sonsten Liberata, Königlicher Prinzessin auß Portugall, welche allgemein die Heilige Kümmernuß genannt wird. Mit beygefügt kleinen Andacht zu diser Heiligen.“ Noch einige spätere Büchlein ähnlicher Art ließen sich erwähnen. Bilder der Heiligen sind heute noch zahlreich in Deutschland anzutreffen. In Bayern allein kann man leicht gegen 100 feststellen; nächst dem finden wir solche in den Alpenländern, besonders in Tirol, in der Schweiz, Oesterreich und Böhmen; sodann am Rhein und in den deutschen Küstenländern der Nordsee und Ostsee, sowie in Holland und Belgien, aber auch in Frankreich. In England sind deutliche Spuren der Wilgesfortis-Verehrung aus dem 15. Jahrhundert vorhanden.

Der Beweis für die Existenz einer historischen Heiligen, die den Kern des Wilgesfortis-Kult gebildet habe, kann aber auf keine Weise erbracht werden.<sup>4)</sup> Daß die historische Martyrin Liberata aus

<sup>1)</sup> Lacomblet, Urkundenbuch für die Gesch. des Niederrheins IV, Nr. 116, S. 132.

<sup>2)</sup> Clemen, Henricus Phoeniceus in „Beiträge z. bayer. Kirchengeschichte“ IX (2), 78

<sup>3)</sup> Cfr. Acta SS. Jul. T. V p. 66.

<sup>4)</sup> Baron Cioet, der in seiner Schrift „Die heilige Unkommer of



Portugal, welche den Zeiten der römischen Christenverfolgungen angehört, zu Unrecht mit der hl. Wilgefortis verschmolzen wurde, hat schon der Hollandist Cuperus im Jahre 1727 bewiesen.<sup>1)</sup> Die Portugiesen hatten allen Grund, sich darüber zu verwundern, daß ihre heilige Liberata in Deutschland mit einem Bart dargestellt werde, den sie auf ihren Bildern nicht habe und wofür auch in ihrer Ueberlieferung gar kein Anhalt vorhanden sei. Die Wilgefortis-Legende taucht erst im 15. Jahrhundert auf. Die hl. Wilgefortis soll aber nach der Legende in den ersten christlichen Jahrhunderten gelebt haben. Würde die Legende auf eine historische Persönlichkeit aus dieser Zeit zurückgehen, dann müßten doch zum mindesten Spuren einer fortlaufenden Tradition vorhanden sein. Diese gibt es nicht. So müssen wir schließen, daß die Legende sich erst im 15. Jahrhundert oder kurz vorher gebildet hat. Aber wie hat sich diese Legende bilden können? Das ist die Frage, welche die Forscher schon seit dem 17. Jahrhundert beschäftigt hat.

Die eine Gruppe von Forschern sucht mit Hilfe der Sprach- und Sagen-Vergleichung den Ursprung des Kultes mythologisch zu erklären. Die orientalische wie die griechisch-römische, die keltische und die germanische Mythologie werden dafür herbeigezogen. In diesen Bahnen wandelten Wolfgang Menzel, Friedrich Panzer, Joh. Nep. Sepp, Hoz-Osterwald, Rehorn und der letzterem folgende Karl Albrecht Bernoulli. Hoz-Osterwald<sup>2)</sup> will den Namen Kumnus aus einer keltischen Form Kymnie = Helfer erklären und glaubt den Kult einer keltischen Gottheit in der Kummernis-Berehrung aufdecken zu können. Rehorn<sup>3)</sup> sieht in der heiligen Kummernis den germanischen Gott Thor, welcher der Bedrängnis einen Damm entgegensetzt. Die ursprüngliche Bedeutung von Kummer sei Damm, Hemmung; in Wilgefortis stecke der Beiname Thors: fairguns.

Soweit die nach dieser Richtung geäußerten Hypothesen nur auf Analogien verschiedener zeitlich weit auseinanderliegender Sagen beruhen, ist dagegen zu bemerken, daß es nur einzelne Züge sind, welche man aus der Mythologie als Analogien gegenüberstellen kann und daß die Zwischenglieder, welche die erst am Ende des Mittelalters auftretende Wilgefortis-Legende mit altheidnischen Kulturen verbinden müßten, nirgends aufzufinden sind. Nicht besser steht es mit der Beweisführung, wenn man sich auf eine Analogie von

---

Wilgefortis" (s. Gravenhage 1884) an der historischen Existenz der Heiligen festhielt, blieb mit seiner Meinung ziemlich vereinzelt.

<sup>1)</sup> Acta SS. Juli T. V p. 55.

<sup>2)</sup> Illustrierte Zeitung 1876 S. 291 und Sonntagsblatt des Bundes 1877, Nr. 6—13, besonders Nr. 9.

<sup>3)</sup> Germania Bd. 32 (1887) S. 461 ff.

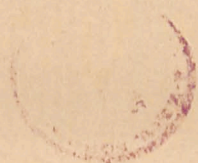




Der „Volto santo“ in Pucca  
nach Burgkmaier.

Das Cliché zu dem Bilde ist dem Verein vom „Insel-Verlag“ in Leipzig freundlichst  
zur Verfügung gestellt worden.







Kümmernisbildern und alten Darstellungen heidnischer Gottheiten beruht. Das Bild von Ober-Winterthur, welches man hier hauptsächlich heranzieht, ist in keiner Hinsicht beweiskräftig, wie ich an anderer Stelle dargetan habe.<sup>1)</sup> Auch eine allgemeine Erwägung spricht gegen diese Argumentation, welche voraussetzt, daß altheidnische Götterbilder in christlicher Zeit fortbestanden hätten und, in christlichem Sinn umgedeutet, weiter verehrt worden seien. Daß Heidenisches und Christliches vielfach sich vermischt haben, ist nicht zu leugnen. Heidnische Gewohnheiten, Feste, Segnungen erhielten einen christlichen Charakter; an Stelle heidnischer Kultstätten erhoben sich christliche Gotteshäuser; Wirkungen, die man von heidnischen Gottheiten herleitete, wurden christlichen Heiligen zugeschrieben, und dadurch kam in die Verehrung der letzteren manches, was ursprünglich heidnischen Gottheiten galt. Niemals aber ist das Bild einer heidnischen Gottheit in ein christliches umgewandelt worden. Ueberall lesen wir von der Zerstörung heidnischer Götterbilder durch christliche Missionäre. Will man aber von der Namensklärung in der Beantwortung unserer Frage ausgehen, so halte ich den Weg methodisch für verfehlt. Zunächst müssen wir uns an die Bilder halten, die allein im stande sind, uns weiter zurückzuführen. Die Lösung finden wir nur, wenn wir die einzelnen Bilder chronologisch zu fixieren suchen und dann auf Grund der Ergebnisse, die hiermit erreicht werden, an die Erklärung der Namen gehen, die viel weniger leicht sichere Resultate verspricht. Die Zusammenstellung der gleichartigen Bilder führt uns auf eine eng zusammenhängende Kette, die bis in die ersten christlichen Jahrhunderte zurückreicht, deren Ausgangspunkt freilich innerlich ganz anders war als der Endpunkt.

Wir kommen dann auf ein Christusbild, das im Mittelalter eine außerordentlich weit verbreitete Verehrung genoß, den **Volto santo von Lucca**.<sup>2)</sup> Der **Volto santo** ist noch heute unter einem

<sup>1)</sup> Freiburger Geschichtsblätter X, 161 ff.

<sup>2)</sup> Baron Julius v. Blun, der den **Volto santo** von Lucca gesehen hatte, sprach schon im Jahre 1687 in einem Schreiben an den Jesuiten Papebroch die Meinung aus, daß die Kümmernisbilder nichts anderes seien als Kopien des **Volto santo** (Acta SS. Jul. T. V p. 59). Ebenso bestimmt äußerte sich im Jahre 1781 der gelehrte österreichische Jesuit Ant. Pilgram: „Non sunt vero nisi imagines crucifixi Salvatoris, quarum prototypum ex Palaestina allatum pia cultuorum suorum simplicitas miro vestitu ornavit“. (Calendarium chronol. Viennae 1781 p. 1). In neuerer Zeit ist dann diese Ansicht vielfach vertreten worden. Vgl. u. a. Waldmann: Ueber den thüring. Gott Stufso (Heiligenstadt 1857). Cahier, *Caractér, istique des saints dans l'art populaire* T. I (Paris 1867) p. 121; Lütolf im *Geschichtsfreund* XXIV, 141 (der ursprünglich an einer historischen Persönlichkeit festhielt); Kraus, *Gesch. d. christl. Kunst* II, 434; Wäjscher-Becchi, *Ang. f. Schweiz. Altertumskunde*, N. F. II, 122; Weinhold, *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, Jahrg. 1899, S. 322.



prächtigen Tempietto in der Kathedrale von Lucca aufgestellt und gilt frommen Luchesen als ihr Wahrzeichen.

Das große, aus Cedernholz geschnitzte Kreuzifix stellt den Heiland dar, der mit offenen Augen, langen, auf die Schultern herabfallenden Haaren, bekleidet mit einer den ganzen Leib bedeckenden, gegürteten Armeltunika, am Kreuze hängt.<sup>1)</sup> Er ist mit wertvollem Zierrat geschmückt; auf dem Haupte trägt er eine mit Edelsteinen besetzte goldene Krone, um den Hals reiches Geschmeide, auf der Brust einen Diamantschmuck, von den Hüften ab einen Sammetrock, von goldenen Fransen eingefasst, der von einem meisterhaft gearbeiteten goldenen Gürtel zusammengehalten wird. An den Unterarmen hängen Manipeln. Die Füße sind beschuht, der rechte Schuh wird durch einen Kelsch gestützt. Besondere Beachtung verdient, wie wir noch sehen werden, der in lilienförmigen Ornamenten endigende Reif, welcher die Figur umgibt. Dieser mannigfache Schmuck, den wir jetzt am Volto santo sehen, stammt zwar erst aus neuerer Zeit; doch schon im Mittelalter war das Heiligtum im wesentlichen nach derselben Art geschmückt.

Nach der Legende soll das Lucheser Heiligtum von Nikodemus unmittelbar nach dem Tode des Erlösers angefertigt worden und im achten Jahrhundert aus dem Orient auf wunderbare Weise nach Italien gekommen sein.<sup>2)</sup> Die Kunstkritiker erkennen an, daß der Typus des Schnitzbildes ein sehr alter orientalischer ist und setzen danach die Entstehung des Kreuzifixes in die Zeit vom 5. bis 8. Jahrhundert.<sup>3)</sup>

Viele Schriftsteller des Mittelalters bezeugen uns die Verehrung des Volto santo. Der englische König Wilhelm II. (1087—1100) pflegte „per vultum de Luca“ zu schwören.<sup>4)</sup> Pilger aus allen Reichen des Abendlandes kamen nach Lucca. Aus isländischen Chroniken des 13. Jahrhunderts erfahren wir, daß der Dänenkönig Erik in Lucca eine Stiftung für dänische Pilger gemacht hatte.<sup>5)</sup> Zum Schutze der Pilger bildete sich in der Mitte des 11. Jahrhunderts ein Ritterorden, die Ritter oder Hospitalbrüder

<sup>1)</sup> Nur das Holzbild, ohne den Zierrat, ist abgebildet bei Garucci, *Storia delle art. crist.* VI. Tar. 432, 4.

<sup>2)</sup> De inventione, revelatione ac translatione sanctissimi vultus venerabilis Leboini, abgedruckt u. a. bei Almerico Guerra, *Storia del Volto santo di Lucca* (Lucca 1881) p. 299 ss.

<sup>3)</sup> Garucci, VI, 41; ant. Grimoard de Saint Laurent in Didron, *Annales archéol.* XXVI (1869) p. 141; Kraus, *Realencyclopädie der christl. Altertümer* II, 242.

<sup>4)</sup> Willialm. Malmesb. *Gest. Anglorum* I. IV. *Recueil d. historiens d. Gaules* XIII, 5.

<sup>5)</sup> *Historia regum Danorum dicta Knytlingasage.* Mon. Germ. SS. XXIX, 286



von S. Giacomo d'Altopasso.<sup>1)</sup> Der gelehrte Marschall Kaiser Ottos IV., Gervasius von Tilbury, der im Anfang des 13. Jahrhunderts für seinen zu Braunschweig in der Verborgenheit lebenden Herrn ein Unterhaltungsbuch *Otia Imperialia* schrieb, weiß darin nicht wenig vom Luchsefer Bild zu erzählen.<sup>2)</sup> Zu derselben Zeit gibt uns der italienische Rhetor Buoncompagno von Bologna in seiner *Rhetorica antiqua* sehr interessante Mitteilungen über die „*sacra et venerabilis imago crucifixi, que in ecclesia Luccensi a gentibus et populis veneratur.*“ Wir erfahren aus ihnen, daß das hölzerne Schnitzbild schon damals außer einer mit Edelsteinen gezierten Krone einen Gürtel um die Lenden und an den Füßen silberne Schuhe hatte. Noch wichtiger ist, daß uns hier aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts zum ersten Male die Geigerlegende in Verbindung mit dem Volto santo bezeugt wird. Buoncompagno polemisiert gegen einen kritischen Skeptiker, der an die Wunder, die von dem Volto santo erzählt werden, nicht glauben will, „*dicens, quod miracula, que de imagine illa sunt scripta, esse mendaciis fallerata et per cupiditatem acquirendi reperta, nec fuisse verum neque consimile veritati, quod argenteum subtollarem projecit histrioni, qui ante ipsam tangebant chitaram in dulcore.*“<sup>3)</sup> Bekanntlich ist dieses Zeugnis eine Stelle aus Dantes *Hölle*, die uns erkennen läßt, daß der Rotschrei „Der heilige Volto helfe mir“ im 14. Jahrhundert weit bekannt war. Der Dichter mußte auf allgemeines Verständnis rechnen, wenn er den Teufel in der Hölle rufen läßt: „*Qui non ha luogo il Santo Volto.*“<sup>4)</sup> So kann es uns auch nicht Wunder nehmen, wenn die Republik Lucca den Volto santo auf ihren Münzen und Siegeln anbringen ließ.

Aber auch außerhalb von Lucca sind die Nachbildungen des Volto santo in Steinreliefs, Gemälden oder Skulpturen sehr zahlreich noch heute, sowohl in Italien, als in anderen Ländern. Nicht nur Wallfahrer waren es, welche solche Nachbildungen verbreiteten, indem sie Andenken aus Lucca mit nach Hause brachten oder zur Erinnerung an ihre Wallfahrt Nachbildungen in ihrer Heimat anfertigten. Noch mehr wirkten für die Verbreitung des Volto santo-Kultes die Luchsefer selbst, welche aus wirtschaftlichen Gründen in die Fremde gingen. Lucca war im Mittelalter berühmt durch seine kunstvolle Seiden- und Tuch-Weberei. Dort lehrte man die Herstellung des

<sup>1)</sup> Guerra 90 ff.

<sup>2)</sup> Leibniz, *Scriptores rer. Brunsvicensium* (Hannover 1701) S. 967 ff.

<sup>3)</sup> Schönbach, *Beiträge z. Erklärung altdeutscher Dichtwerke*. In Sitzungsber. der Wiener Akad. Philol.-histor. Klasse Jahrg. 1902 Bd. 145 S. 89. Ich verdanke den Hinweis auf diese interessante Notiz Herrn Dr. Arens in Aachen.

<sup>4)</sup> *Inferno* 21, 48.



Goldbrokats. Von Lucca aus wurden die hochgeschätzten Produkte weithin, besonders nach Norden exportiert, und mit den Waren gingen auch aus Lucca Lehrmeister der Kunstweberei in die weite Welt.<sup>1)</sup> Die Verehrung des heimatlischen Heiligtums begleitete nun die Lucheser Kaufleute und Weber in die Fremde. Noch manche St. Vult-Kapellen lassen sich als mittelalterliche Stiftungen der Luchesen nachweisen, so in Paris, Brügge, London.<sup>2)</sup> Wie das Hauptort des mittelalterlichen Handels waren, so hängt es mit der Förderung, welche der Kultus durch den Handel empfing, zusammen, daß solche Kapellen zumeist an den alten Handelsstraßen und in den einzelnen Orten an dem Marktplatz oder vor dem Haupttor sich befanden. Wenn der stattliche Triumphbogen in Aosta im Mittelalter und noch viel später schlechtweg Saint Voult hieß, so ist der Grund ohne Zweifel der, daß ein Volto santo-Bild an dem Bogen einst angebracht war. In der Nähe von Aosta lassen sich viele Bilder dieser Art nachweisen. Von Aosta aus zog man seit den Römerzeiten über den viel begangenen Paß des großen Sankt Bernhard nach der Schweiz. Die alte Handelsstraße zog sich dann weiter hinunter zum Genfer See und an dessen nördlichen Ufer auf Bevey hin. In Bevey wird seit dem Jahre 1343 eine Saint Vouz oder St. Salvator-Kapelle genannt, welche, ähnlich wie in Aosta, am Stadttor im Südosten des Marktplatzes sich befand, dort, wo die fremden Kaufleute ihre Waren feilboten. Von Bevey zog die Haupt handelsstraße über Freiburg in Nchiland und Bern zum Bodensee. In Freiburg stand eine St. Vultkapelle, die im Jahre 1364 uns zum ersten Male begegnet, 1681 zerstört wird, vor dem Tor, durch welches man von Lausanne kommend die Stadt betrat. Für die Ausführung der von Wohltätern gemachten Stiftungen dieser Kapelle sorgt hier die Wollenweberzunft, welche neben der St. Vult-Kapelle ein Fremdenhospital begründet hatte.<sup>3)</sup>

Stellen wir nun den Volto santo-Bildern die älteren sogenannten Kummernisbilder gegenüber, so leuchtet die Identität der Darstellung sogleich ein. Ich spreche hier mit Absicht zunächst von den älteren sogenannten Kummernisbildern. Die methodische Forschung verlangt es, daß wir hierbei ältere und jüngere Kummernisbilder nicht auf eine Stufe stellen dürfen. Man muß eben in Erwägung

<sup>1)</sup> Vgl. Schulte, Gesch. des mittelalterl. Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien, I, 70, 125, 136, 136 ff., 597 f. Lucheser Händler von Seidenstoffen finden sich im 14. u. 15. Jahrhundert in Andern erwähnt. Vgl. Bijdrage tot de Geschiedenis der middel-eewse Kunstweberij in Nederland. Bernulphus Gilde Utrecht. Verlag 1900, p. XXVII s. Bylage A.

<sup>2)</sup> Guerra a. a. O. S. 178 ff., 181, 185.

<sup>3)</sup> Ueber Bevey u. Freiburg vgl. meinen Aufsatz in Freib. Geschichtsblättern IX, 74 ff.



ziehen, daß bei Erneuerung älterer Bilder nach dem Aufkommen der Legende und besonders auf die Autorität des Martyrologiums hin der gekreuzigten Figur weibliche Formen gegeben wurden, und daß die Legende, nachdem sie einmal sanktioniert erschien, allenthalben direkte Veranlassung bot, Bilder einer gekreuzigten bärtigen Heiligen anfertigen zu lassen. Darum ist die chronologische Fixierung der einzelnen Bilder von so großer Wichtigkeit. Wer die jüngeren Kummernisbilder und die älteren Darstellungen dieser Art nicht auseinanderhält, begeht denselben methodischen Fehler, dessen sich diejenigen schuldig machen, welche abgeleitete Quellen in ihrem Werte als Zeugnisse den ursprünglichen gleichsetzen. Sodann sprach ich von „sogenannten“ Kummernisbildern, weil es bei den älteren Bildern von vornherein zweifelhaft sein kann, ob sie nicht Darstellungen des Volto santo sind, und ob ihnen die Bezeichnung „Kummernisbilder“ nicht erst später irrtümlich gegeben worden ist.

Charakteristisch für die älteren Bilder, welche man in dieser Kategorie aufführt, ist der Reifen mit den lilienartigen Enden, den wir bei dem Volto santo von Yucca als eine Spezialität kennen gelernt haben und der uns sogleich auf dieses Bild als das Original schließen läßt. In dem Reifen haben wir wahrscheinlich eine Art Nimbus zu sehen, wie wir ihn ähnlich bei keltischen Hochkreuzen<sup>1)</sup> und romanischen Kreuzen finden. Wir finden diesen Bogen, um nur einige Bilder hier zu nennen, auf dem Steinrelief am Turm von Oberwinterthur, in dem Wandgemälde von Stein am Rhein, auf der Baseler Zeichnung aus der Dürer-Baldung-Schule, auf den Bildern von Altenberg bei Kaltarn in Tirol, von Moichingen bei Wallerstein, Kirchheim im Ries, auf den alten Reproduktionen des Hülfe-Bildes von St. Gangolf in Bamberg, auf den Wandgemälden in der Lambertikirche zu Düsseldorf, in der St. Peterskirche zu Bacharach, in dem Dom zu Marienwerder, der St. Nikolaikirche zu Rostock, der alten Kirche zu Koxel bei Münster in Westfalen, auf dem Bilde des Lübecker Passionale und dem Holzschnitt des Hans Burgkmaier.

Auf den meisten dieser Bilder ist auch die Geiger scene zur Darstellung gebracht. Das Kruzifix steht auf einem Altar zwischen zwei Leuchtern. Der eine Fuß der gekreuzigten Figur ist mit einem Schuh bekleidet, von dem andern Fuß fällt ein Schuh herunter; daneben steht ein Becher. Vor dem Altar kniet ein Geiger. Schon aus dem 13. Jahrhundert sehen wir die Geiger scene dargestellt auf einem französischen Elfenbein-Triptychon.<sup>2)</sup> Wie wir oben sagten, wird schon im 12. Jahrhundert die Geigerlegende mit dem Volto

<sup>1)</sup> Vgl. The Studio Ang. 15, 1898.

<sup>2)</sup> E. Bonvenue in Revue de l'art chrétien X (1866) 119 f.



santo in Beziehung gebracht durch den italienischen Rhetor Buoncompagno. Das ist aber nicht die einzige Quelle, welche die Geiger-scene vom Volto santo erzählt. Wir finden sie auch im Jahre 1492 in dem Passionale von Lübeck,<sup>1)</sup> wo sie von dem „hlylyken Kruce in der Stadt Lucca“ erzählt wird; auf den Unterschriften zu dem Bilde in der Rostocker Nikolaikirche wird sie zwar nur kurz angegeben, aber ausdrücklich auf das Kreuz im Wallande, d. h. in Welschland, bezogen.<sup>2)</sup> Später finden wir die Erzählung von dem Volto santo von Lucca berichtet in dem 1609 zu Rom erschienenen Buch des Bischofs Angelus Rocca über die Kreuzpartikel und in der Reisebeschreibung des Solothurner Minoriten Georg König, der 1695 nach Lucca kam.<sup>3)</sup> Es ist das dieselbe Legende, welche Justinus Kerner im Geiger von Gmünd und Guido Görres in dem armen Spielmann poetisch behandelt haben; der erstere bezog sie auf ein Bild der hl. Cäcilia, der zweite auf ein Bild der Mutter Gottes. Beide taten es mit Unrecht. Die Geigerlegende gehört ursprünglich dem Volto santo von Lucca an, bei dessen Darstellungen in der Regel auch der Kelch unter dem einen Fuß des Gekreuzigten nicht fehlt. Angelus Rocca bringt den Kelch mit der Geigerlegende in Beziehung: zum Andenken an das Schuhwunder sei der herabgeworfene Schuh in einem Kelch aufgehalten worden. Das wird wohl nicht der ursprüngliche Zweck des Kelches unter dem Volto santo gewesen sein. Aber die Hauptsache bleibt bestehen: Die Darstellung der Geigerscene und des Kelches unter dem Bilde haben die Kimmernisbilder von den Darstellungen des Volto santo übernommen. Es gibt einen römischen Kupferstich vom Volto santo aus dem Jahre 1723. An dem Rande desselben sind verschiedene Scenen aus der Legende dargestellt. Hier finden wir die Geigerscene, auf den Volto santo bezogen, im wesentlichen ganz in jener Form dargestellt, wie wir sie auf vielen Kimmernisbildern sehen.

Und wenn noch ein Zweifel übrig bliebe, ob die Kimmernis-Darstellungen auf das Bild von Lucca zurückgehen, so wird er durch drei Bilder völlig zerstreut. Ueber dem Freskogemälde in dem Dom zu Marienwerder aus dem 15. Jahrhundert lesen wir die Aufschrift „Das Erueke von Lucca“.<sup>4)</sup> Als man das Bild in den sechziger

<sup>1)</sup> Abgedruckt bei Walbmann, Ueber d. thüring. Gott Stoffs 221 ff.

<sup>2)</sup> Kunst- u. Geschichtsdenkmäler v. Mecklenburg Bd. 1, bearbeitet von Schlie, S. 161 f.

<sup>3)</sup> Sak. Banchold, der Minorit Georg König v. Solothurn (Solothurn 1874, S. 26. (Freundlicher Hinweis v. Herrn Prof. Vetter in Bern.)

<sup>4)</sup> Zoeyppen, Gesch. d. Stadt Marienwerder S. 237. Herr Seminarregens Franz Schulz in Braunsberg hatte die Freundlichkeit, mich auf dieses Bild zu verweisen. Ich sage ihm auch hier meinen verbindlichsten Dank dafür.



Jahren des vorigen Jahrhunderts aufdeckte, wußte man sich die Aufschrift nicht zu erklären; uns ist der Sinn derselben nicht mehr dunkel. Im Passionale von Lübeck aus dem Jahre 1492 finden wir außer dem Bilde eine Reihe von Legenden unter der Aufschrift: „Von deme hyllyken Kruce in der Stadt Bucca, dat me sunte Gulpe edder de Godes Gulpe heth.“<sup>1)</sup> Quer über dem Bilde des Hans Burgkmaier aus dem Jahre 1500 in der Münchener Bibliothek liest man die Worte „Die Bildnus zu Bucca.“

Freilich bleibt bei diesem Blatt des Hans Burgkmaier noch ein Rätsel. Oben über dem Bilde steht hier die Aufschrift „Sankt Kümmermus“ und an dem Rande liest man die Kümmerislegende, wie wir sie oben gebracht haben. Das Rätsel kann wohl nur so gelöst werden, daß der Darsteller sein Bild zu gleicher Zeit als das Bild von Bucca und als ein Bild der hl. Kümmeris ansah. Man ist sich noch bewußt, daß das Original der Darstellungen das heilige Bild von Bucca ist und behält getreu alle charakteristischen Merkmale des Volto santo bei. Aber das Bild von Bucca sieht man schon als die Darstellung der weiblichen Heiligen an. Wir haben also hier ein interessantes Denkmal derjenigen Zeit — auch die Baseler Zeichnung gehört hierher<sup>2)</sup> —, welche man die Uebergangszeit in der Entwicklung der Legende nennen könnte.

Doch hat man an einigen Orten immer noch gewußt, daß man in dem Bilde den Erlöser zu verehren habe. Das Bild von Steinen im Kanton Schwyz wird in einer Urkunde vom Jahre 1424 das „Kreuz und Marterbild unseres Herrn Jesu Christi“ genannt.<sup>3)</sup> Das Steinbild zu Saalfeld in Thüringen hat die Aufschrift: „Salvator mundi 1516“. Das Bild von der hl. Entcommere in Brügge stand in einer Salvatorskirche;<sup>4)</sup> ebenso stammt das Gemälde von Zwiernyniec bei Krakau aus einer Salvatorkirche, und auf dem Kreuzstamm liest man an bekannter Stelle die Inschrift: J. N. R. J. Das auf dem Hülfensberg in Eichsfeld zur Verehrung aufgestellte Bild bezeichnete man im Mittelalter als „min Herr sente Hulpe“, d. h. als den Heiland; die Kirche „uff S. Gehülfensberg“ heißt in Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts „Ecclesia Salvatoris nostri Jesu Christi, Capella in monte Sancti Salvatoris“.<sup>5)</sup> In dem Passionale von Lübeck erzählt die Legende ausführlich, wie das Bild von dem „gekreuzigten Gott Jesus

<sup>1)</sup> Waldmann a. a. D. 221.

<sup>2)</sup> Vgl. die Beilage 3 in Freiburger Geschichtsblätter X und meine Ausführungen daselbst S. 174 ff.

<sup>3)</sup> Ebd. S. 136.

<sup>4)</sup> Ab. d(c) W(olf), Van de heilige Ontcommere in Bieforf (Brügge 1894) S. 168 ff.

<sup>5)</sup> Waldmann a. a. D. 125 ff., 179 ff.



Christus“ durch einen Juden hergestellt wurde.<sup>1)</sup> Die Leute von Erlen bei Luzern wollten von einem Kummernisbild nichts wissen, sondern erzählten sich nur von einem eigentümlich gestalteten Herrgott am Kreuze.<sup>2)</sup> In Kirchheim im Ries sahen die Cisterzienserinnen ihr Bild immer als ein Kreuzigungsbild an.<sup>3)</sup> Das gleiche können wir feststellen in dem Dominikanerinnenkloster in Bamberg. Das Bamberger Bild ist jetzt in der Pfarrkirche St. Gangolf,<sup>4)</sup> und dort wird in einer Nebentapelle das leider schlecht restaurierte und beleuchtete Bild der göttlichen Hülfe noch heute als Erlöserbild verehrt. Es ist der einzige Ort in deutschen Gegenden, wo der Kultus sich in seiner echten Form noch bis heute erhalten hat.

Merkwürdig ist, wie nach der Ausbildung der Legende auch romanische Kreuzfixe, auf denen der Heiland mit dem sogen. Herrgottsrock und der Krone auf dem Haupt dargestellt ist, als Kummernis-Darstellungen angesehen und deshalb zur besseren Verbeutlichung mit Stoffgewändern bekleidet wurden. Wir kennen solche Vorgänge von Naters im Wallis, Schönbrunn im Kanton Zug, Nordheim im Sarntal in Tirol, von dem Hülfsenberg im Eichsfeld, von einem Kreuzfixe im Dom zu Köln, Wolfartsweiler in Württemberg, Wessobrunn. In Schwyz konnte ich selbst zuerst die mit Stoffgewand und Schleier bekleidete geschnitzte, als Kummernis verehrte Figur photographieren, dann den nach Entfernung der Gewänder zum Vorschein gekommenen romanischen Crucifixus.<sup>5)</sup> In Einsiedeln können wir noch nachweisen, wie die Patres vor hundert Jahren gegen das Mißverständniß ankämpften, welches in ihrem alten kostbaren Vortragskreuz romanischen Stils eine Darstellung der heiligen Kummernis erblicken wollte.

Aber wichtiger als die Erklärung dieser späteren Mißverständnisse ist die Aufhellung des ersten Mißverständnisses, welches an die Darstellung des Volto santo anknüpft und Anlaß zur Bildung der Kummernis-Legende gab. Es ist dabei zunächst zu beachten, daß die Kummernis-Legende in ihrer Ausbreitung eine umgekehrte Richtung zeigt als die Ausbreitung der Volto santo-Verehrung. Während der Volto santo-Kult zu uns von Vucca, also vom Süden kam und in nördlicher Richtung weiter bis nach England vordrang, beobachten wir die Kummernis- oder Wilgefortis-Verehrung zuerst an den Küstenländern der Ost- und Nordsee, sodann langsam

<sup>1)</sup> Waldbmann, Anhang III. Teil Nr. 1.

<sup>2)</sup> Eitolf i. Geschichtsfreund XIX, 195. Vgl. dazu Freiburger Geschichtsblätter X, 119.

<sup>3)</sup> Reppner i. Archiv f. christl. Kunst 1892 S. 75.

<sup>4)</sup> Waldbmann, S. 57 ff., Schweizer im Sulzbacher Kalender, 1867, S. 116 ff.

<sup>5)</sup> Vgl. die Abbildungen (Beil. I) in Freiburger Geschichtsblätter X, wo auch über die anderen Bilder dieser Kategorie gesprochen wird.



von Norden nach Süden und nach Osten vordringend. In der Central-Schweiz wie in Böhmen tritt sie erst im 17. Jahrhundert auf, während sie in Cleve, wie gesagt, schon Anfang des 15. Jahrhunderts nachweisbar ist. Es leuchtet unschwer ein, daß das Mißverständnis am ehesten in den von Lucca am entferntesten liegenden Ländern auftreten konnte. Dort war mit dem Rückgang des italienischen Handels die Ausbreitung des Volto santo-Kultus zum Stillstand gekommen. Die direkten Beziehungen mit Lucca hörten auf und man wußte wahrscheinlich von der Verehrungswürdigkeit des Lucheser Heiligtums sich nichts mehr zu erzählen. Unterdessen war auch der Typus des gekreuzigten Heilandes, wie er im Lucheser Bild dargestellt war, dem Volke immer fremdartiger geworden. Man kannte allgemein fast nur noch die Darstellung des leidenden, mit der Dornenkrone gekrönten Erlösers, der allein mit dem Lendentuch bekleidet war, den *Ecco homo*, den Schmerzensmann; und vornehmlich in der Vorführung dieser Schmerzen vor dem leiblichen wie geistigen Auge fand man einen unerschöpflichen Quell religiöser Anregungen. Hingegen ließ der Lucheser Typus, der den vom Kreuz herab triumphierenden Heiland, den über Leid, Schmerz und Menschlichkeit erhabenen „König von furchtbarer Majestät“ — wie der Volto santo auf dem römischen Kupferstich vom Jahre 1723 und auch sonst genannt wird — darstellen sollte, kalt. Die Interesselosigkeit, das Unverständnis war der Boden, auf dem sich das Mißverständnis entwickelte. Warum — fragte man sich — ist die gekreuzigte Figur bekleidet? „Weil die Kleidung einen weiblichen Körper verhüllen sollte“. Aber der Bart? Er wurde durch das Wunder erklärt, welches die Heilige rettete von den Gefahren, denen sie ausgesetzt war. Die Krone auf dem Haupte wies auf königliches Geschlecht, machte in der Phantasiebildung die Heilige zur Königstochter. In Frankreich, wo der lateinische oder romanische Name des Bildes nicht ganz vergessen wurde, ging man teilweise nicht soweit. Aus dem Bilde des Saint Bau de Lucces machte das Volk dort einen Heiligen namens Baudelu, sowie man in Norddeutschland aus St. Hulpe zuerst einen hl. Martyrer namens Hulpe machte, dann eine Heilige, Hülpe genannt. Es ist sehr beachtenswert, daß das Mißverständnis sich voll eigentlich nur in germanischen Ländern ausbildete, wo der Zusammenhang mit der romanischen Heimat des Originals viel leichter verloren ging.

Gewiß fehlt uns noch manches Mittelglied in der völligen Aufhellung dieser sonderbaren Legendenbildung. Auch die Deutung der verschiedenen Namen ist noch nicht überall gesichert. Bei Saint Hulpe, St. Gehülfe, St. Hülpe ist die Erklärung nicht schwer. Wie uns das Bild von Saalfeld zeigt, ist das die Uebersetzung von S. Salvator. Die Namen Rimmernis und Ontommer müssen



verwandt sein, obgleich sie sich äußerlich widersprechen, da in Kümmernis die Negation fortgefallen ist, die in dem holländischen Wort uns entgegentritt. Das holländische Ontkommer wird gedeutet als „ontkommerd“, von Kummer befreit<sup>1)</sup> und ich möchte das aus dem schmerzlosen Gesichtsausdruck des Volto santo erklären. Die einfache Uebersetzung von „Oncommero“ wird der Name Liberata sein, der zur Verschmelzung mit der historischen Heiligen Liberata und wohl auch zur Lokalisierung unserer Legenden auf der Pyrenäenhalbinsel den Anlaß gab. Der Name Kümmernis soll daher kommen, daß die Heilige, selbst voll Kummer, viele von Kümmernis befreit, und das mag wohl stimmen. Seltsamer Weise finden wir auf dem Bilde von Rankweil die Aufschrift Sanctus Kumernus, die aus dem 17. Jahrhundert stammt. Es scheint, daß hier noch eine Reaktion gegen die Legende von der weiblichen Heiligen zu erkennen ist, während in Bezug auf den Namen ein Kompromiß eingegangen wurde. Am schwierigsten ist die Erklärung des Namens Wilgefortis. Der Name wird erklärt als Verunstaltung des lateinischen Virgo fortis, aber das ist zweifelhaft. Wie man sieht, ist noch nicht alles Dunkel in diesem Labyrinth, wie der Vollandist Cuperus unsere Frage nicht mit Unrecht nannte, gelöst. Wir können zu größerer Klarheit hier nur dadurch gelangen, daß wir zunächst alles noch vorhandene ikonographische Material sammeln und dies dann dem gegenüber stellen, was sich an schriftlicher und mündlicher Ueberlieferung erhalten hat. Für die Schweiz ist das Material im wesentlichen zusammengestellt.<sup>2)</sup> Für die Sammlung holländischen Materials hat sich Sloet, für die des bayerischen Materials hat sich nächst dem Sulzbacher Kalender J. N. Sepp<sup>3)</sup> verdient gemacht, aber es fehlt hier noch an einer kritischen Sichtung. Sehr dankenswert ist, daß im folgenden das Material für Schlesien zusammengestellt wird.

Das Resultat unserer Betrachtung wird freilich nicht durchweg erfreulicher Art sein. Schon jetzt können wir erkennen, wie eine nicht mehr verstandene Verehrung des am Kreuze hängenden Erlösers in einem Heiligenkult untergegangen ist. Vergebens suchten kritische Geister, die nicht das ganze Material beherrschten und es kaum beherrschen konnten, Klarheit zu verschaffen. Sie halfen mir dazu, daß die Legende, der es freilich an poetischen Zügen nicht fehlte, desto tiefer sich festwurzelte.

<sup>1)</sup> Prof. Kern bei Sloet, Ontkommer 5.

<sup>2)</sup> S. meine Abhandlungen „Der Kultus des Volto santo und der heil. Wilgefortis in Freiburg“ und „Die Kümmernis- und Volto santo-Bilder in der Schweiz“. Freib. Geschichtsblätter IX u. X.

<sup>3)</sup> Besonders in Sepps Altbayer. Sagenschatz, Neue Ausgabe (München 1893) u. Denkwürd. aus dem Torwinel (München 1892).



Anderseits winkt doch grade hier dem kritischen Forscher, der die Legende als solche aufdeckt, eines der schönsten Ergebnisse. Sein Ziel ist noch viel schöner als das des Kunstarchäologen, der den alten Goldgrund eines Gemäldes wieder aufdeckt. Wir können hier als Devise die Worte des Psalmisten nehmen: Tibi dixit cor meum, quaesivi vultum tuum. Vultum tuum, Domine, requiram!

## Schlesische Kummernisbilder.

Von Landgerichtsrat Dittrich.

(Mit einer Abbildung.)

Den Wunsch des Verfassers der vorstehenden Abhandlung, eingehende Nachrichten über alle in Schlesien vorkommenden Kummerniskreuze zu beschaffen, haben wir leider nur sehr unvollkommen zu erfüllen vermocht. Am guten Willen hat es nicht gefehlt; zahlreiche Anfragen sind allseitig in bereitwilligster Weise beantwortet worden;<sup>1)</sup> allein wir sind, wie mit so vielem, Jahrzehnte zu spät gekommen! Die Kummerniskreuze sind an vielen Orten seit Jahren zerfallen und verschwunden, die Quellen versiegt, die Gewährsleute längst tot, sodaß oft nichts weiter als das einstmalige Vorhandensein bezeugt werden konnte.

Es sind in Schlesien außer dem Reisser Kummerniskreuz folgende ermittelt:

1. Das Kummerniskreuz von Abendorf in der Grasschaft Glatz (siehe Abbildung).<sup>2)</sup> Es befindet sich in der Vorstellung 59 der Wallfahrtsstationen. Es verdankt seine Stiftung dem Ritter Daniel v. Osterberg, gebürtig aus Troppan, dem Begründer der Abendorfer Calvarie. Mit 20 Jahren (1654) kam er nach Prag zum Studium und verließ die Stadt 1668. In dieser Zeit hatte er den Kultus der hl. Kummernis in Prag kennen gelernt. Aus Prag brachte er die Kenntnis dieser Verehrung mit nach Abendorf und als er 1683 anfang, die dortigen Kapellen zu bauen, widmete er in pietätvoller Erinnerung auch der hl. Kummernis einen Platz.

<sup>1)</sup> Besonderer Dank gebührt Herrn Geistl. Rat Dr. Jungnitz in Breslau und unserm Mitglied, Herrn Oberleutnant v. Wolkowsky-Wiedau, der seit Jahren für die Sammlung von Nachrichten über Kummernis-Darstellungen sich interessiert hat.

<sup>2)</sup> Noch bis vor wenigen Jahren war dort ein (in Reisse gedrucktes) Büchlein käuflich: „Andacht zu der hl. Jungfrau und Martyrin Wilgefort oder Kummerniß, Patronin in Kummer und Trübsal“, mit Bild, Geschichtserzählung und Vitanei.



2. Nicht weit davon, in der benachbarten Pfarrei Niedersteine, begegnen wir wiederum einer Kapelle mit einem Kimmerniskreuz. Erbaut ist sie 1701 auf herrschaftlichem Gebiet, wahrscheinlich von der damaligen Besitzerin der Herrschaft, Eva Maria, Witwe des Freiherrn Gisbert Hemm v. Hemmstein, welche auch (1682) die Andachtskapelle auf dem Hügel nahe der Kirche von Niedersteine gestiftet hat zum Andenken an die Verschonung des Ortes von der Pest.<sup>1)</sup> Das Pfarrarchiv und das Gräflisch Magnis'sche Archiv geben indessen keinen Aufschluß über die Stiftung. — Die Kreuzfigur ist mit den Händen an das Kreuz genagelt. Auf dem Haupt trägt sie eine Krone. Bekleidet ist sie mit einem blauen Schoß- Leibchen mit zweimal gebauschten Ärmeln; das faltenreiche helle Kleid reicht bis kurz über die Füße. Diese sind nicht angenagelt. Der linke Fuß ist mit einem Schuh bekleidet, der rechte unbeschuht. Der Schuh steht daneben. Zur rechten Seite kniet der Geiger, der Kreuzfigur zugewendet.

3. Auch in Wartha soll sich ein Kimmerniskreuz befinden.<sup>2)</sup> Das dortige Pfarramt hat trotz vielfacher Umfragen bei älteren Ortsbewohnern seinen Standort nicht ermitteln können.

Negativen Erfolg hatten die Nachfragen in Frankenstein, wo unser Gewährsmann ehemals ein Kimmerniskreuz gesehen hat, über dessen Verbleib nichts zu ermitteln ist.

5. Bestimmt bezeugt ist das Vorhandensein eines Kimmerniskreuzbildes in der Loretto-Kapelle der kath. Curatalkirche in Ober-Glogau. Bei der Renovation derselben vor etwa 8 Jahren war es nicht mehr vorhanden; im Inventar der Kirche ist es nicht verzeichnet.

Auch Mittelschlesien weist einige Orte auf, an denen die Verehrung der hl. Kimmernis geübt wurde:

6. Im Diözesan-Museum in Breslau befindet sich ein altes Bild aus der Pfarrkirche in Neukirch, auf welchem die Heilige nicht ans Kreuz genagelt, sondern an Händen und Füßen daran gebunden ist. Der rechte Fuß ist unbeschuht; der Schuh steht auf einem Postament. Unten kniet der Geiger.

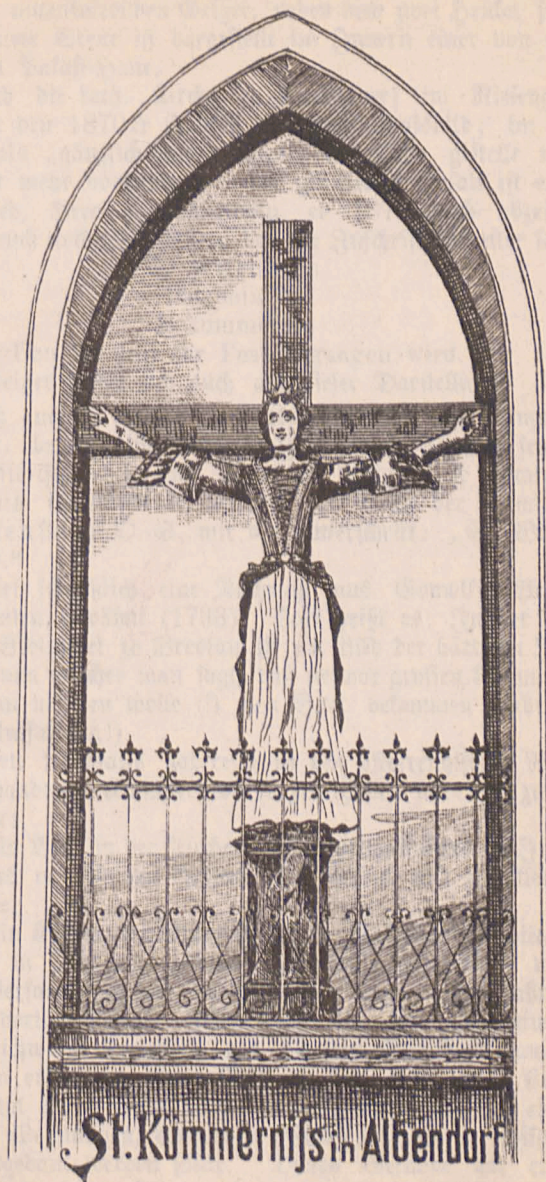
Fällt hier die völlige Schmucklosigkeit und Einfachheit des hemdartigen Gewandes auf, so zeichnet sich

7. das erst kürzlich aus der Pfarrkirche zu Jauer dem Diözesan-Museum überlieferte Bild der hl. Kimmernis aus durch auffallend reichen Schmuck. Das zarte Gewand leuchtet von Goldbrokat und doppelte Perlen Schnüre mit Agraßen zieren es. Ein rosafarbener Mantel bildet im Hintergrund eine baldachinartige

<sup>1)</sup> Vierteljahresschrift f. Gesch. u. Heimatskunde der Grafschaft Glatz. Bd. VI.

<sup>2)</sup> Alfons Meyer in der Zeitschrift „Alte und neue Welt“, Märzheft 1901, ohne nähere Angabe.











Draperie. Der rechte Fuß ist beschuht, vom linken fällt der Pantoffel herab zu dem untenknieenden Geiger, neben dem zwei Henser sichtbar sind. Die ganze Scene ist dargestellt im Innern einer von vielem Volk gefüllten Palast-Halle.

8. Auch die kath. Kirche zu Arnsdorf im Riesengebirge besaß noch in den 1870er Jahren ein Kummernisbild; im Jahre 1878 ist es als „gänzlich unbrauchbar“ bei Seite gestellt worden und jetzt nicht mehr vorhanden. Ein glücklicher Zufall ist es, daß unser Mitglied, Herr v. Woikowsky, es 1876 noch abzeichnete. Dadurch ist auch noch festzustellen, daß die Inschrift darunter lautete:

S. Wilgefortis

Patronin in

Bekummernis

Den 20 Juli ihr Fest begangen wird.

Der Geiger findet sich auch auf dieser Darstellung.

9. Daß auch in neuerer Zeit frommer Sinn noch Kummernis-Kreuze stiftet, beweist die vom Holzbildhauer Thamm sen. aus Landeck künstlerisch edel und anziehend ausgeführte Statue der hl. Kummernis im linken Seitenschiff der Kirche der barmherzigen Brüder in Neustadt D.-S. mit der Unterschrift: „S. Wilgefort, bitte für uns.“

Hier sei schließlich eine Nachricht aus Gomolitz, Breslauer Merkwürdigkeiten, erwähnt (1733). Dort heißt es: In der Maria-Magdalenen-Bibliothek zu Breslau ist ein Bild der bärtigen Jungfer von Büttich, von welcher man sagt, daß sie vor grossen Kummer weil sie kein Mann nehmen wolle (!) den Bart bekommen haben soll. (Auch eine Auffassung!)

Von den jedenfalls zahlreich in den österreichischen Nachbar-gebieten vorhandenen Kummernis-Kreuzen haben wir nur zwei feststellen können:

10. Ein Bild in der Kirche des Minoritenklosters in Jägern-dorf, welches vor einigen Jahren als morsch und zerfallen ver-brannt wurde.

11. Ein Kummernis-Kreuz in der S. Wilgefortis-Spittalkapelle zu Fulnek in Mähren, genannt „Sammlungskapelle“, weil sie früher der Versammlungsort der Pitharden war. Im Jahre 1691 gelobte der dortige Bürger Elias Knur für den Fall seiner Ge-nesung aus schwerer Krankheit das an sein Wohnhaus anstoßende und von ihm erkaufte verödete Bethaus der ehemaligen Pitharden für ein Spital für 6 Arme derart zu verwenden, daß der eine Teil desselben zu Wohnungen, der andere (Chor) aber als S. Wilgefortis-Kapelle ausgebaut werden sollte. Dieses Gelübde hat er 1701 bekräftigt und seine Witwe hat es mittels Stiftsbriefes am 20. Juli 1703 vollführt.



Herr Professor Schürer schreibt uns über den Zusammenhang der schlesischen und böhmischen Kümmernisbilder Folgendes:

„Die Einführung des Kümmerniskultes in Schlesiens ist höchstwahrscheinlich von Böhmen aus erfolgt. Eine Reihe von Erwägungen sprechen dafür. Die schlesischen Kümmernisbilder sind alle jüngeren Datums. Wir können das aus der Kostümform der Bilder schließen. Es wird kaum möglich sein, den Ursprung eines derselben über das 18. Jahrhundert zurückzuverfolgen. Somit fallen bei der Frage nach der Herübernahme des Kümmerniskultes die protestantisch gewordenen Nachbarländer Schlesiens von selbst fort. Es kommen nur Polen und Böhmen in Betracht. Aus polnischen Gegenden kenne ich nur ein Bild in der Salvatorkapelle zu Zwiernyniec bei Krakau; das Bild wird aber als Christusbild verehrt, hat auch im Typus nichts mit den schlesischen Kümmernisbildern gemeinsam und von einer Verehrung der hl. Kümmerin in Polen ist mir sonst nichts bekannt.

Hingegen sind in Böhmen und Mähren zahlreiche Kümmernisbilder noch heute vorhanden. Ich kenne solche an folgenden Orten: Prag (Voretto-Kapelle im Umgang des Kapuzinerklosters, aus Holz geschnitten), Prag (Minoritenkloster zu St. Jakob, Gemälde); Leitmeritz (Diozesan-Museum, früher in Liebshausen, aus Holz geschnitten); Leitmeritz (Stadtpfarrkirche, Gemälde), Eger (Franziskanerkirche, Gemälde);<sup>1)</sup> Christofsgrund bei Reichenberg (Gemälde), Rumburg (Kreuzgang der Kapuzinerkirche, Gemälde), Hirnsen, Bez. Leipa (Steinfigur a. d. Landstraße, v. J. 1705),<sup>2)</sup> Neugebäu, Bez. Prachatic (Gemälde), Letov, Bez. Planitz (aus Holz geschnitten), Sepešau bei Tabor (Gemälde); Brünn, (Gemälde, vielleicht von dem Niederländer Schons-Jans).<sup>3)</sup>

Das interessanteste von allen Bildern ist für die Entwicklung der Kümmernis-Legende in Böhmen das Bild bei den Prager Kapuzinern. Es wird am meisten verehrt, und wir haben in ihm wahrscheinlich den Ausgangspunkt der Kümmernis-Verehrung in Böhmen zu sehen.

Wenn wir erwägen, daß die Grafschaft Glatz noch jetzt zur Prager Erzdiözese gehört, so liegt es in der Tat nahe, daß ein in Prag besonders gepflegter Kult sich in Schlesiens ausbreitete.“

<sup>1)</sup> Abgebildet in „Unser Egerland“ 1902, S. 41.

<sup>2)</sup> Abgebildet in Paudler, Ein deutsches Buch aus Böhmen (Leipa 1895) II, 26.

<sup>3)</sup> Auch in Teschen und Troppau (Minoritenkirche) sollen sich Kümmernisbilder befinden. Vielleicht kann ich durch diese Bemerkung Näheres erfahren. Noch interessanter wäre die Feststellung, ob sich in Olmütz wirklich, wie öfters in der Literatur angegeben wird, eine *Volto santo*-Kapelle befindet.



## Aus der keramischen Sammlung des Meißner Museums.

Von Major D. Haevernick-Cassel.

Als wir 1897 nach Begründung des Museums die ihm überwiesenen Gegenstände ordneten und uns über die Grenzen klar wurden, in denen gesammelt werden mußte, fand sich, daß die keramische Abteilung besonders Stücke aufwies aus Proskau, Glinitz, Bunzlau und Magdeburg. Hierdurch wurden uns gewissermaßen die Wege vorgezeichnet und in der That sind es diese Fabrikate, welche für unsere Gegend am meisten Interesse haben, da sie hier Verwendung fanden.

Durch planmäßigen Ankauf und durch Geschenke ist allmählich in unserm Museum Zuwachs geschaffen.

An Proskauer Stücken sind jetzt etwa 50 vorhanden, welche in einem der großen Schränke im Vorraum stehen.

23 Bunzlauer Stücke befinden sich im zweiten Zimmer am Hosenfenster. Ebendort am Straßenfenster stehen auch 7 Glinitzer Teller, desgl. 2 Prager und einer aus Altenrothlau (bei Karlsbad), sowie eine größere Zahl Magdeburger, von denen die beigelegte Abbildung 16 bringt.

Die Proskauer, Glinitzer und Bunzlauer Fabrikate interessieren uns auch darum besonders, weil sie schlesischen Ursprungs sind, während die sogen. Hochzeitsteller in großer Zahl aus Magdeburg nach Schlesien eingeführt wurden.

Es ist nun die Absicht des Museumsvorstandes, unsere Proskauer Sachen später einmal im Zusammenhang zu besprechen.

Augenblicklich wird die Geschichte der Proskauer Fabrik im Breslauer Museum bearbeitet und dürften diese Forschungen in Bälde der Öffentlichkeit übergeben werden.

Bereits im vorjährigen Band der Breslauer Museums-Zeitschrift behandelt Dr. Fritz Wolff die Erzeugnisse der Bunzlauer Fabrikation, allerdings im wesentlichen mehr die „moderne“ Töpferei.

Die Meißner Jahresberichte haben bisher noch nichts über Keramik gebracht.

Da grade jetzt keramische Forschungen sehr erfreulich in den Vordergrund getreten sind und die Lust an den köstlichen Erzeugnissen der Töpferkunst augenblicklich eine hohe, berechnete ist, so hat unser Museum den Wunsch, seinen Mitgliedern auch hierin Anregung zu geben.

Die keramischen Forschungen lagen lange Zeit brach.



Männer wie Otto v. Falke und Justus Brinckmann sind bahnbrechend gewesen und haben immer wieder darauf hingewiesen, welch' hohes Kulturinteresse die Keramik bietet.

Sie benutzt das minderwertigste und zerbrechlichste Material — nämlich den Ton —, der sich fast überall vorfindet und schafft daraus, dem bearbeiteten Stoff nach, fast unverwundliche Kunstwerke, welche uns Kunde bringen von der Kultur einer mehrtausendjährigen Vergangenheit.

Um nun unsern Vereinsmitgliedern das Material für eigene Studien zu geben, nennen wir gleich hier die Hauptquellen, welche bei dieser Arbeit berücksichtigt sind. Hoffen wir, daß diese Zeilen zu Forschungen anregen, die Licht bringen in das Dunkel, welches noch eine große Zahl keramischer Fabrikate umhüllt.

Am erster Stelle stehen die Veröffentlichungen des Hamburger „Museums für Kunst und Gewerbe“, in welchen der Altmeister keramischer Forschungen Dr. Justus Brinckmann das Allerbeste bietet. Ebenso wertvoll sind alle Druckschriften von Dr. Otto von Falke vom Kölner Museum, so z. B. „Majolika“ (Spemann-Berlin).

Leider ist ein guter Keramiker, Dr. Friedrich Schlie, Direktor des Schweriner Museums, durch den Tod vor einem Jahr mitten aus der Tätigkeit abberufen worden, bevor er die Bearbeitung der von ihm geschaffenen guten keramischen Sammlung des Schweriner Museums publizieren konnte. Nun aber ist es zeitraubend, die Äußerungen seiner Studien aus dem umfangreichen Werke: Kunst- und Geschichtsdenkmäler Mecklenburgs herauszusuchen.

Professor W. Stieber-Leipzig hat in der Haller keramischen Monatschrift, der „Deutschen Töpfer- und Ziegler-Zeitung“, in seinem Buch: Die Anfänge der Porzellan-Fabrikation auf dem Thüringerwalde (Jena 1902) u. a. m. sehr eingehende Forschungen geliefert. Höchst beachtenswert ist Professor Richard Worrnann: Moderne Keramik (Monographien des Kunstgewerbes) und Dr. D. v. Schorn: Kunstzeugnisse aus Ton. 1888.

Ganz neuerdings hat der Direktor am Casseler Museum Dr. J. Boehlau sein erstes, durch viele Details ausgezeichnetes, keramisches Werk erscheinen lassen über „Eine niederhessische Töpferei des 17. Jahrhunderts zu Wanfried.“ Ausgestattet mit künstlerischen Abbildungen, verschafft es uns einen genauen Einblick in die Leistungen einer einzelnen Werkstatt.

Wichtig für schlesische Töpferei sind die Mitteilungen von Professor A. Schulz in „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“, ebenso solche von Dr. E. Wernicke, die leider nur als Bruchstück vorhanden sind.

Allerlei Notizen finden sich in J. G. Anie, Uebersicht der Dörfer, Flecken, Städte Schlesiens 1845.



Auch die „Führer“ durch die Dresdener und Berliner Kunstgewerbemuseen bieten in zusammengebrängter Form viel Wissenswerthes.

Wer sich einen keramischen Ueberblick verschaffen will, dem sei die Monographie von Dr. G. Rehnert „Das Porzellan“ (Bellhagen u. Klasing) genannt. Dort findet man z. B. die Abbildung einer guten Proskauer Vase und eine der seltenen Bunzlauer Empire-Tassen.

Die nachstehende Arbeit mußte nun ihrem Zwecke nach eine Vierteilung erfahren:

Allgemeine Besprechung der keramischen Technik.

Ueberblick über die schlesischen Fabriken.

Schlesische Hochzeitsteller.

Die Magdeburger keramische Fabrik.

Die Töpferkunst reicht bis in die Zeit der Uraufänge menschlicher Handfertigkeit zurück. Die Erzeugnisse letzterer sind in großer Zahl und verschiedenster Art auf uns gelangt, sie vermehren sich von Tag zu Tag.

Erst in den letzten Jahren haben bedeutende Fachgelehrte eine sachgemäße Einteilung der Keramik veranlaßt, die jetzt im allgemeinen endgültig als maßgebend anerkannt wird. Danach unterscheidet man je nach der Durchlässigkeit des Scherbens „durchlässige“ und „undurchlässige“ Tonwaren.

Merkmale sind, daß an dem durchlässigen, weniger harten Scherben die Zunge „klebt“. Der Bruch ist erdig; der Scherben hat keinen oder doch nur dumpfen Klang.

Der undurchlässige Scherben ist härter; zeigt feinkörnigen Bruch, klingt hell, rißt meist Glas, ist selbst nicht rißbar, ist sehr dicht und zeigt oft matten Glanz. Auch hier haftet die Zunge.

1. Zu den durchlässigen Tonwaren gehören u. a. alle Zieglerarbeiten, Töpfer- und irdene Waren, die berühmten Tanagra-Figuren, Terrakotten, Fayencen und Majoliken, sowie das Steingut. Uns interessieren bei der heutigen Betrachtung nur die letzten drei, wobei gleich hier gesagt sei, daß es zwischen Fayence und Majolika eigentlich keinen Unterschied gibt und man unter letzteren im allgemeinen die italienischen Produkte der Renaissance versteht.

2. Undurchlässige Tonwaren sind Steingut (grès cérame; stoneware) und das Porzellan, und zwar Hart- und Weichporzellan; allerdings mußte letzteres mehr zum Glas gerechnet werden, auch gehört hierhin die englische sogen. Jasper-Ware von J. Wedgwood.

Die „durchlässigen“ Tonwaren mußten für den praktischen Gebrauch dadurch verwendbar gemacht werden, daß man sie gedichtete. Um außerdem dem Scherben eine glatte und glänzende Oberfläche zu verschaffen und eine dauerhafte, farbige Verzierung zu ermöglichen, gab man ihm durch Aufschmelzen einen wasser- und säurefesten Ueberzug. Glasur-Schmelz, Anguß (Engobe). — Dieser Ueberzug



ist, wie schon der Name sagt, glasartig und kann durch Metalloxyde gefärbt werden.

Auch die „undurchlässigen“ Tonwaren (Steinzeug, Porzellan) sind zum größeren Schmuck und Haltbarkeit mit einer dünnen, fast immer durchsichtigen Glasur versehen. — So wurde anfangs beim Steinzeug z. B. die Glasur dadurch bewirkt, daß man während des Brandes Kochsalz verdampfen ließ, welches auf dem Kieselgehalt des Scherbens die Glasur erzeugte, während man später i. a. die Tonmasse mit einer dünn aufgetragenen Tonglasur (Feldspatglasur) überschmolz. Mit dem Porzellan, dessen Hauptbestandteile das Kaolin (Porzellanerde) ist, welches nicht schmilzt, haben wir uns heute ebenso wenig zu befassen, wie mit dem Steinzeug, sondern nur mit Fayence und Steingut.\*)

Wir hatten gesehen, daß Fayence eine „undichte“, farbig gebrannte und glasierte Tonware ist. Um die Fayencen richtig anzusprechen zu können, müssen wir uns näher mit der Glasur befassen. In der Hauptsache besteht diese aus Kieselsäure. Sie wird meist als Quarzsand verarbeitet, dem ein Flußmittel zugesetzt werden muß, um die Schmelzbarkeit zu fördern. Die Eigenschaft des Flußmittels bedingt die Art der Glasur, welche die Fayence kennzeichnet.

a) Bleiglasur ist durchsichtig und farblos wie Glas, kann aber auch mit Metalloxyden gefärbt werden. Man bedeckt den Scherben mit einem Anguß (Engobe), d. i. eine dünne Schicht weißbrennender Erde. Auf diesen Anguß wird vor dem Brand gemalt und dann das Ganze mit einer durchsichtigen, gewöhnlich alkalischen Glasur überzogen.

Aber man kann die mit Anguß versehenen Scherben auch nach Art der Sgraffitotechnik verzieren. Ein Teil der Angußschicht wird wieder weggekratzt, sodaß die Zeichnung oder der Grund des Scherbens unter der Glasur hervorsieht.

\*) Da nun Steinzeug und Steingut ähnlich klingen, so möchten wir, um auf den Unterschied hinzuweisen, kurz bemerken, daß Steinzeug aus elastischem Ton besteht, im Brande versintert und eine harte homogene Masse bildet, ähnlich wie das Porzellan, nur ist ersteres weder weiß noch durchscheinend, sondern hat einen gelben, grauen oder bräunlichen Scherben.

Steinzeug ist äußerst geeignet für reliefartige Ornamentierung und verzieht sich sehr wenig bei sonst großer Bildsamkeit; außerdem braucht es 100 bis 200 ° Hitze weniger wie Porzellan, welches erst bei 1400 ° versintert. Die besten deutschen Fabrikate wurden z. B. in Maeren, Siegburg, Krenßen hergestellt.

Man gab dem Steinzeug, wie schon erwähnt, ein dünne, durchscheinende Glasur, welcher unter Umständen zum Färben Metalloxyde zugesetzt waren, aber nur solche, die dem zum Brennen des Scherbens erforderlichen Scharffener widerstehen konnten.

Wurde also hierzu weiße Zinnglasur benutzt, so geschah dies nicht, um — wie bei den Fayencen — hierauf zu malen, sondern, um erhabene Ornamente von einem anders gefärbten Grund lebhaft abzuheben.



b) Zinnglasur entsteht, wenn Zinnoryd zu den Bestandtheilen der Bleiglasur gesetzt wird. Diese Glasur bedeckt den Scherben undurchsichtig und dient als Malgrund. In die leicht-flüssige Masse der Zinnglasur wird der Scherben getaucht oder mit ihr übergossen. Er saugt das Wasser auf und die Glasurmasse haftet wie feuchtes Pulver auf ihm. Auf dieses muß nun gemalt werden und zwar sind die Farben (meist mit Metalloxyden angerührte Glasflüsse) ebenfalls pulverisiert und mit Wasser angemengt.

Nun werden die Gefäße dem Scharffeuerbrande ausgesetzt. Der Zinnschmelz gerät in Fluß und liefert selbst die Glasur. Gleichzeitig lösen sich die färbenden Metalloxyde und erhalten hierdurch erst volle Leuchtkraft und ihren Glanz. Diese Maltechnik verlangt sehr geübte, sichere Künstler bezw. Handwerker. Die Zahl der Farben für „Scharffeuermalerei auf ungebrannter Glasur“ ist gering, da die meisten nicht die Höhe der Hitzegrade vertragen, welche zum Schmelzen der Glasur nötig ist. — Manganviolett, Manganbraun, Zinnweiß, Antimongelb, Kupfergrün.

In dieser Manier sind die echten Fayencen, Majoliken hergestellt.

c) Ueberglasurmalerei. Bei der Porzellanfabrikation wurde der Scherben erst einem Brande ausgesetzt und dann gemalt, was letzteres natürlich sehr erleichterte.

Als nun die Fayence mit dem Porzellan im 18. Jahrhundert immer mehr in Konkurrenz trat, wandte man auch bei der Fayence dies Verfahren an. Auf der farbig gebrannten, weißen Glasur wurde mit Farben gemalt, die mit einem leicht-schmelzbaren Flußmittel gemischt waren, sodaß diese bereits geschmolzen waren, bevor sich die darunter befindliche Glasur wieder in Fluß setzen konnte. — Jetzt war man in der Lage, viel sorgsamer, feiner malen und sehr viel mehr Farben verwenden zu können, da diese nicht mehr dem Scharffeuer ausgesetzt wurden. Man schützte sie nämlich durch Kapseln oder „Muffeln“ gegen die unmittelbare Einwirkung der Feuergase. Daher auch der Name Muffelfarben. — D. v. Falke schreibt: „Natürlich war nun auch die Verbindung der Farben mit der Glasur nicht so innig und die kraftvolle Wirkung der Scharffeuerfarben, die den künstlerischen Wert der Fayencen dem Porzellan gegenüber begründen, ging mit der Ueberglasurmalerei verloren.“

d) Steingut. Jetzt bedient man sich nur noch dieser weiß-gebrannten, harten, durchlässigen Tonware mit durchsichtiger Glasur. Steingut besteht aus Ton, Porzellanerde (Kaolin), Feldspat, Quarz, kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk und ist mit borsäurehaltiger Bleiglasur oder mit Feldspatglasur überzogen. Je nachdem nun viel Kalk in der Mischung befindlich, ist es „weiches“ oder „Kaltsteingut“, meist von gelblicher Färbung und dumpf klingend. Enthält



der Scherben wenig Kalk, aber viel Kaolin, so ist es starckflingendes Hartsteingut, das „feine englische“.

Steingut versintert im Garbrande zwar zu einem harten Scherben, muß aber immer durch besondere Glasur gedichtet werden. Wie das Porzellan läßt es sich formen und über und unter der Glasur bemalen. Es brennt bei geringer Wandstärke fast weiß und ist dabei billig (wegen der billigeren Steinkohlenfeuerung), sodaß es als Gebrauchsgeschirr erfolgreich mit dem Porzellan wetteifert. Beim Steingut ließen sich auch verschieden gefärbte Materialien durcheinander kneten, sodaß ein marmor- oder schilbpattartiger Scherben entstand.

England brachte es im 18. Jahrhundert zu einer großen Vollkommenheit des Steingutes; deren Höhepunkt die Fabrikate von Josiah Wedgwood in Etruria bei Newcastle upon Tyne bilden. (Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß Wedgwood's herrliche Arbeiten in Jasper-Masse nicht zum Steingut, sondern Steingutzeug zu zählen sind.) Lange Zeit überwiegt das englische Steingut auf dem Festlande, dann aber nehmen auch dort fast alle keramischen Manufakturen — angereizt durch die englischen Erfolge — die Fabrikation auf. Ja sogar von Meissen aus betrieb Graf Marcolini in Hubertusburg eine Steingutfabrik, die nicht nur Wedgwood's Arbeiten nachahmte, sondern diese auch mit dem Stempel „Wedgwood“ versah. Uebrigens sei hier gleich bemerkt, daß dies sehr viel andere Fabriken auch taten, sowohl in England als wie in Deutschland und Frankreich; Fachleute behaupten, daß sogar Sévres sich daran beteiligt habe! Eine Ausnahme machte u. a. die Proskauer Fabrik in Schlesien, die zwar mit großem Erfolg bestrebt war, alle Neuerscheinungen auf keramischem Gebiet nachzuahmen, aber ihre Ware immer mit der eigenen Fabrikmarke deckte.

Hier sei bemerkt, daß das echte Wedgwood entweder WEDGWOOD oder Wedgwood & Bondly zeichnete, wobei auf die Schreibweise zu achten ist, da bei Nachahmungen oft ein „e“ eingeschoben ist, oder als Buchstabe des Vornamens ein F. gesetzt wurde u. s. w. Die ungemeine Verbreitung des Steingutes fand besonders statt, als an Stelle der teuren Handmalerei das Ueberdruckverfahren (auch Lithogéognosie genannt) erfunden wurde, welches gestattete, daß mit Hilfe von Schablonen, die oft in mehrere Stücke zerteilt waren, dieselbe Verzierung auf unzählige Scherben, etwa nach Art eines Kupferstiches, gedruckt werden konnte. Eine zwar billige, aber fabrikmäßig-häßliche Ausschmückung, welche die Keramik — als Kunstgewerbe — herabsetzt. Als dann Napoleon I. 1806 die Kontinentalsperre gegen England verhängte, nahmen dies natürlich alle Fabriken des Festlandes wahr und bemühten sich aufs Aeußerste,



das englische Steingut durch genaueste Nachahmung vom Festland zu verdrängen. Vom Steingut unterscheidet sich das eigentliche Fayence vorteilhaft durch die Weichheit und den Schmelz der Malerei gegen den trockenen Farbenauftrag auf dem weißen Steingutsherben.

Auf die Geschichte der Fayence näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Im Orient finden wir schon recht alte Tonwaren, die auf den Namen Fayence Anspruch erheben können. Z. B. in christlichen Gräbern des 5. Jahrhunderts Tonperlen mit Zinnschmelz. Die Insel Majorka tritt mit den schönen Majoliken in die Erscheinung. Der Name Luca della Robbia ist ein Glanzpunkt der italienischen Keramik. Faenza gibt seinen Namen für Bezeichnung der Fayencen Ende des 15. Jahrhunderts. Beim Beginn des 16. tritt uns in Frankreich Bernard Palissy mit seiner Henry II. Ware entgegen; ebenso erhalten wir aus Holland Nachrichten über die Versuche, das chinesische Porzellan nachzuahmen und 1641 beginnt die Blütezeit der Delfter Fayencen. Gleichzeitig liefert Rouen köstliche Erzeugnisse und folgt dann Moustiers. In Deutschland sind die Nürnberger Arbeiten bemerkenswert. Als J. F. Böttger in Dresden sein Porzellan erfand, tauchen im Laufe des 18. Jahrhunderts in Deutschland eine große Zahl von Fabriken auf, die in dem Bemühen, Porzellan zu erzeugen, meist nur Fayencen liefern; vielfach unter Anlehnung an die Formen der Dresden-Meißner Porzellan-Fabrik.

### Uebersicht über die schlesischen Fabriken.

Ueber die schlesischen keramischen Fabriken ist noch nicht allzuviel publiziert. Professor A. Schulz verdanken wir das meiste und schließen sich ihm und zum Teil Eugen Kalesse die nachstehenden Notizen vielfach an.

1. **Proskau.** Der Ort liegt am gleichnamigen Fluß unweit Oppeln. Um die einheimische Industrie zu heben, hatte Friedrich der Große die schlesischen Großgrundbesitzer aufgefordert, Fayence-Fabriken anzulegen. Diese Bestrebungen wurden durch Schutzzölle gefördert und 1768 die Einfuhr des polnischen, 1770 die des böhmischen Geschirrs in Schlesiens verboten.

1763 hatte Graf Leopold von Proskau mit Arbeitern aus Hollitzsch (in Mähren) die Fayencefabrik eingerichtet. 1769 wurde er von einem Grafen Jedlitz im Duell erschossen und die Fabrik stand eine Zeitlang still. Als das Majorat in den Besitz des Grafen Carl Maximilian v. Dietrichstein auf Nicolsburg überging, wurde die Fabrik unter der Leitung des J. J. Meiner wieder eröffnet. Die Fabrik beschäftigte 1770 etwa 48 Arbeiter. 1783 verkaufte Graf Dietrichstein die Herrschaft Proskau an Friedrich d. Gr.



für 333 333  $\frac{1}{3}$  Dukaten Gold. Die Administration der Domäne und die Leitung der Fabrik übernahm von 1783—1786 der Amtsrat Leopold, der 1786 dann als Pächter eintrat, nachdem die königliche Kriegs- und Domänenkammer in Proskau auch eine Steingutfabrik eingerichtet hatte. 1812 trat Leopold, der die Fabrik mit großem Fleiß und auch Erfolg leitete, von der Pacht zurück, da er glaubte, unter den bisherigen Bedingungen nicht weiter existenzfähig arbeiten zu können. Es hatten sich damals in Schweidnitz und Striegau Fayencefabriken aufgetan.

Leopold pachtete zusammen mit dem Oberamtmann Mann die Domäne, während der bisherige „Fabriken-Cassirer“ Joh. Friedr. Dichtut 1812 die Fabrik pachtete und 1823 kaufte. Unter seiner Leitung gedieh diese gut, sodaß er 1840 noch über 80 Arbeiter beschäftigte. 1850 aber mußte der Betrieb ganz eingestellt werden, wahrscheinlich veranlaßt durch die Konkurrenz der Waldenburger Porzellanfabrik.

Die Proskauer Fabrik ist während ihres 87jährigen Bestehens bemüht gewesen, sich dem jedesmaligen Geschmack geschickt anzubequemen und möglichst eine künstlerisch hohe Stufe zu erreichen. Ihre Fayencen sind meist mit Muffelfarben gemalt. Karminrote Rosen, Nelken und blau-violette Vögel, besonders der Pfau, spielen eine große Rolle. Die Zeit der „Rosen-Malerei“ lehnt sich an Straßburger Muster an, erreicht diese aber nicht, da die Rosen meist sehr schematisch ausfallen, während die Nelken einen Fortschritt zeigen. Die Formen der Gefäße sind anfangs nach Meißner Muster im Zopfstil. Alle Fabriken versuchten damals von anderen Manufakturen gute Arbeiter heranzuziehen, um Neues zu lernen bzw. einzuführen. So sehen wir denn auch hier, daß Proskau 1765 zwei Maler der Straßburger Fayence-Fabrik: Jean Carbonnier und Büllau sowie den Dreher Brabant engagieren will und umgekehrt gehen viele Proskauer Arbeiter zu fremden Fabriken über. Nachdem die Steingutfabrik in Proskau eingerichtet war, führte Leopold als erster in Deutschland das neuerfundene Ueberdruckverfahren ein, wobei ihm der Breslauer Kupferstecher Endler behülflich war. Später wurden auf den Rat und mit kunstverständiger Hilfe des Professors Bach, Direktor der Breslauer Kunstschule, sogenannte „heturische“ Gefäße nach antikem Muster angefertigt, wozu sich die rote und schwarze Proskauer Erde sehr eignete. Es war dies nach Böttger-Art hergestellte braune oder schwarz-glasierte Ware von guter Form,\*) zum Teil mit Silbermalerei; so z. B. existiert eine derartige Tasse mit dem mecklenburgischen Wappen und der

\*) Von beiden Sorten befinden sich Probestücke im „Proskauer Schrank“ im Vorraum des Museums.



Jahreszahl 1817. Für die gröberen Arbeiten wurde in Proskau der Ton von Kollanowitz geholt. Seit 1805 ließ Leopold weißen Ton aus Bennstädt bei Halle kommen und war nun in der Lage, auch weißes Steingut zu liefern nach Muster des englischen, wie solches bereits in Magdeburg und Berlin hergestellt wurde.

Im 19. Jahrhundert fabrizierte Proskau unter anderem auch gut modellierte und dekorierte Teller von einer besonderen, schönen, grau-gelben Farbe mit Blumendecor in violett, grün, mangan und verschiedenem Gelb.

Als Fabrikmarke finden wir ein rohgemaletes *P.*, später ein *DP.* Ueber die Periode „*DP.*“ existieren verschiedene Ansichten, welche das Zeichen entweder für die Zeit Dietrichstein, also 1769–1783 in Anspruch nehmen, oder es als „Domäne Proskau“, also von 1783 an, gelten lassen. Wir schließen uns ersterer Ansicht an. Der derzeitige Minister für Schlesien, Graf Hoym, läßt sich, wie Professor A. Schulz mitteilt, am 16. Oktober 1771 berichten, daß Proskau *P.* zeichnet, Magdeburg *M.*, Lüditz's Fabrik in Berlin *LB.*, Lüditz's Manufaktur in Reinsberg *R.*, Revend in Potsdam *Bo.*, Heinrichs in Frankfurt a. O. F.

Nach dieser Nachricht von 1771 müßte das *DP.* der „Domäne“ zugesprochen werden, falls die Mitteilung, welche Graf Hoym erhielt, „genau“ war. In unserm Museum befindet sich eine Terrine mit bunten Landschaften und der Marke *DP.*, wobei es zweifelhaft erscheint, ob 82 die Modellnummer oder Jahreszahl ist. Modellnummern kommen ab und zu auch in der ersten Proskauer Periode vor, später sehr häufig. Uebrigens hat das Breslauer Museum eine schöne Figur: Holzträger mit Bündel, welche auch die Marke *DP.* trägt! Also kann die Zahl 82 wohl nicht gut Modellnummer nur sein!

— Mehrfach treffen wir auch die Marke *P/W* z. B. im Museum an einem Leuchter mit blauem Decor. Da es unseres Wissens keine leitende Persönlichkeit gab, deren Namen mit einem W. anfang, so wird dies ein Zeichen des betr. Malers sein, vielleicht Ignaz Wiczorek, der unter Meiners Regie arbeitete.

Das Proskauer Steingut hat als Marke das Wort PROSKAU in die weiche Masse gedrückt, oft mit Modellnummer u. s. w. Auch findet man nur Pr., z. B. Pr: No: II.

Eine vorzügliche Proskauer Sammlung hat das Breslauer Museum und muß man der Publizierung darüber erwartungsvoll entgegen schauen.

Im Berliner Kunstgewerbe-Museum finden wir auch eine Zahl guter und seltener Proskauer Sachen; vor allem einige der



seltenen Stücke mit blau-grüner Glasur. Recht gut ist ebenfalls die Sammlung des Schweriner Museums.<sup>1)</sup>

2. Glinitz. Der Ort liegt bei Lublitz, R.-B. Oppeln. — Es tritt uns eine Verschiedenheit der Schreibweise entgegen, da man meist Gleinitz liest, wie dies z. B. noch im Jahrgang 1902 Seite 167 der Breslauer Museumschrift der Fall ist, während Seite 185 die richtige Schreibweise angewandt wurde. Da es bei Glogau und Nimptsch Orte gibt, die Gleinitz heißen und bei Beuthen und Lublitz je ein Glinitz, so ist in Verbindung mit der schlesischen Mundart eine Verwechselung erklärlich. J. G. Knie gibt ganz genau an, daß die Fayencefabrik in Glinitz 1840 im Besitz des Erbpächters Mittelstädt sei; außerdem aber sind die in Steinguttellern eingedrückten Marken ein genügender Beweis.

1753 hatte die Gräfin Gaschin, geb. v. Garnier, von der Regierung die Erlaubnis erhalten, eine Fayencefabrik in Glinitz anzulegen. 1771 wurde ihr gestattet, über ihren Niederlagen den königl. Adler anzubringen. Dies Wenige ist so ziemlich alles, was wir bisher über die Fabrik erfahren konnten. 1840 beschäftigte die Fabrik 11 Arbeiter, die 34500 Stück Tassen, Teller, Schüsseln fast im Wert von 1400 Rthlr. anfertigten.

1845 bestand die Fabrik anscheinend noch in Glinitz und außer ihr gab es dort auch 6 Töpfereien.

Die uns bekannten Fayence-Arbeiten unterscheiden sich wesentlich von Proskau. Die Glasur ist bläulicher, die Formen meist weniger gefällig. Als sehr häufig wiederkehrendes, charakteristisches Motiv findet man eine Landschaft, die immer einen Hügel, gekrönt von einer Art Burg oder Turm mit davor liegenden kleinen Gebäuden und spärlichen Bäumen zeigt; vielleicht eine Darstellung von Glinitz! Auf den Rändern des Tellers sind Streublumen. Die Malerei ist meist nicht fein. Aber es gibt auch vorzügliche Glinitzer Fabrikate, sowohl in Form wie in Malerei. Wir sahen eine große Schale mit schönen Blumen dekoriert, die sich getrost den guten Straßburger Erzeugnissen zur Seite stellen kann. Einen eigentümlichen bunten Teller besitzt das Berliner Museum; auf demselben liegen drei eigroße Eichen, deren obere Hälften den Deckel bilden.

Die Glinitzer Fayence-Marke ist ein gemaltes G. Als dann die Fabrik auch zum Steingut überging, wurde das Wort <sup>GLINITZ</sup><sub>M</sub><sub>3</sub> in den Ton gedrückt mit Modellnummer.<sup>2)</sup> In dem eigentümlich grau-gelben schönen Steinzeug, welches wir schon bei Proskau er-

<sup>1)</sup> Eine nähere Beschreibung der im Reisser Museum befindlichen Proskauer Stücke mit Abbildung soll im Jahresbericht für 1904 folgen.

<sup>2)</sup> Glinitzer Teller (mit Burg, Blumen, Pflanz und obigen Marken) sind im 2. Zimmer des Museums im Schrank O. ausgestellt.



wählten, können sich beide Fabriken entschieden Konkurrenz machen, denn abgesehen von den leuchtenden Farben und der sorgfältigeren Malerei Proskaus erkennt man keinen Unterschied. Bei Glinitz finden wir auch hier wieder oft das Burgmotiv. — Mutmaßlich wird zwischen beiden Fabriken auch häufig ein unfreiwilliger Austausch von Arbeitern stattgefunden haben.

Vielleicht trägt dieser Hinweis auf das gelbliche Steingut dazu bei, die Frage auf Seite 185, Band II der Breslauer Museumschrift zu erledigen, wo es sich um Bestimmung einer Dose, in Gestalt eines liegenden Keilers, handelt.

3. Die Bunzlauer Töpferei. Bunzlau muß eine sehr alte Töpferstätte gewesen sein, wozu die gewaltigen Tonlager der Nachbarschaft Veranlassung gaben. 1880 wurden bei Tillendorf und Gollnisch große Urnenlager und Reste prähistorischer Scherben gefunden, außerdem aber auch eine uralte iberne Gözenfigur.

Die urkundlichen Nachrichten reichen bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück. — 1612 sind dann blaue Krüge erwähnt, welche von der Stadtbehörde als Geschenk vergeben wurden.

Das älteste nachgewiesene Bunzlauer Stück dürfte eine Krufe von 1640 sein mit Zinnschraube, im Breslauer Museum befindlich.

1753 dreht der „Tepper“ Joh. Gottl. Hoppe den berühmten, großen Topf — 7 Fuß hoch — das Wahrzeichen der Stadt.

1759 rühmt sich Georg Schöps, das beste Bunzlauer Geschirr anzufertigen, welches sogar in der königlichen Hofküche Eingang gefunden habe.

Bis 1762 duldeten die 5 ansässigen Meister keine Vermehrung ihrer Zahl. Dann durfte sich als sechster Joh. Freischlag aus Heidenheim bei Ansbach etablieren, der die erste Weißtöpferei errichtete, nachdem angeblich seit 1599 kein weißes Geschirr mehr angefertigt war.

1763 fällt ein Versuch der Regierung, aus dem weißen Tillendorfer Ton Porzellan machen zu lassen, negativ aus. Es kam immer wieder der alte Scherben zum Vorschein, wenn auch etwas feiner und inwendig weißer.

Das gleiche Resultat zeitigte der Versuch, Fayencen herzustellen. 1786 erfahren wir, daß auch Pfeisentöpfe gearbeitet wurden und im nächsten Jahr werden als allgemeine Erzeugnisse genannt: „Thee- und Kaffeegefäße, Tabaks- und Butterbüchsen, Krüge, Näpfe, Nachtgeschirre, Retorten und sonstige Utensilien für Laboranten.“

Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde die Beteiligung an der Töpferei eine regere. Unausgesetzt war die Regierung bemüht, frisches Leben und Streben in die Bunzlauer Töpferei zu bringen, aber stets vergeblich, bis sie dies erfolglose Bestreben im 19. Jahrhundert aufgab.



1897 wurde dann eine königliche keramische Fachschule in Bunzlau eröffnet, die Geschmack und Technik verbessern soll.

„Bunzeltöpfe“ und „Bunschliches“ sind ja nicht nur in Schlefien bekannt, sondern haben sich als Gebrauchsgeschirr einen Weltruf erworben. Auf Schönheit machen diese Tonwaren allerdings keinen Anspruch.

„Künstlerisch“ stand Bunzlau gegen andere Fabriken des 17. und 18. Jahrhunderts zurück“, sagt mit Recht Dr. F. Wolff.

Die Bunzlauer Töpfer waren in ihrem Fabrikat absolut konservativ und wollten nur preiswerte gute Gebrauchsware liefern, kein „Herrengeschirr“.

Die alte Farbe und Formen waren für sie ein „Fabrikzeichen“, mit welchem sie, bei bescheidenen Ansprüchen, genügende Geschäfte machten. Hierin bestand ihre Originalität; Höheres beanspruchten sie nicht, zumal sie mit Aufträgen überhäuft waren.

Die satt-braune Bunzlauer Farbe ist bekannt. Die meisten Gefäße zeigen keine Verzierung. Ein Teil, „belegtes Geschirr“, hat aufgelegte Blumen, Wappen, Adler, Ornamente in gelblich-weißem Ton. Selten findet man die mit Farben bemalten und mit Gold dekorierten Gefäße. Ebenso trifft man nicht allzuhäufig grün-glasierte Krüge, die auch bereits 1764 erwähnt werden, wo es heißt: „... weiße Erde zum Begießen desjenigen Geschirrs, worauf grüne Glasur kommt“. — Uebrigens eignet sich nach unserer Ansicht das dunkle Bunzlauer „Braun“ sehr wenig als Untergrund, um durch Farben hierauf eine ansprechende Wirkung hervorzubringen; Gold hebt sich schon besser ab! Man verwendete im allgemeinen Bleiglasur. 1794 griff die Regierung ein und suchte zu verhindern, daß die Töpfer der Glasur zu viel Silberglätte (Bleiglatte) hinzufügten und 1827 machte Töpfermeister Altmann eine Erfindung, wodurch die Bleiglasuren ganz unschädlich wurden.

Nachdem wir jetzt unsere drei hauptsächlichsten schlesischen Fabriken, deren Erzeugnisse in unserem Museum aufgestellt sind, kurz besprochen haben, wollen wir einige andere wenigstens noch aufzählen, um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken.

4. Fayencefabrik in Breslau, gegründet 1772 von dem früheren Faktor der Prostauer Fabrik Joh. Friedr. Rehnisch. 1785 ging die Fabrik ein.

5. Steingutfabrik von Joh. Chr. Krannich in Breslau 1788.

6. Steingut- und Wedgwood-Waren-Fabrik von Joseph Beaumont später Baruch in Ratibor.

7. Steingutfabrik von Mathias Wanda in Leobschütz 1775.

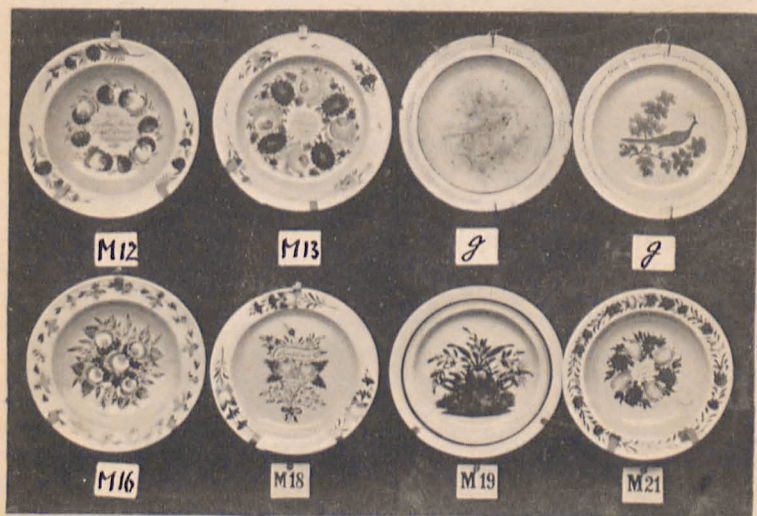
8. Fayencefabrik von Carl Emanuel v. Hoffstett in Cammelwitz, Kreis Steinau 1764.

9. Fayencefabrik von C. H. v. Pomian zu Pawonkan 1765.











10. Fayencefabrik zu **Wohlan**, die während des 7 jährigen Krieges einging.

11. Fabrik in **Tillowitz**. Diese fertigte u. a. in Schwarzbraun mit Silber Teller mit durchbrochenem Rand in Korbflechtmuster an.

12. Fayencefabrik in **Wiersbie**, Kreis Lublinitz 1776, welche mit Hülfe von fortgelaufenen Glinitzer Arbeitern errichtet wurde.

### **Schlesische Hochzeitsteller.**

In unserm Museum befinden sich eine größere Zahl buntbemalter sogenannter Hochzeitsteller verschiedenster Herkunft. Die beigelegte Abbildung bringt 16 Magdeburger.

Ueber schlesische Hochzeitsgebräuche gibt es eine ganze Reihe von Aufzeichnungen. Besonders hat sich die schlesische Gesellschaft für Volkskunde dieser Sache angenommen. An Forschern nennen wir u. a. Oberlehrer Dr. Kühnau, Batschkau, Dr. P. Drechsler-Sprottau, Geistl. Rat Thienel-Warmbrunn, Dr. Hofer (1804), Hauptmann Cogho, G. Popich, Warmbrunn.

Uns liegt nun daran, die Bedeutung der Hochzeitsteller, und zwar besonders im „Meißner Bistum“, festzustellen.

Hierbei erfuhren wir sehr tatkräftige, erfolgreiche Hülfe durch Herrn Ortsvorsteher Hans Beyer-Groß-Neundorf, der auch unserm Museum 3 beglaubigte Hochzeitsteller und eine hölzerne Butterform schenkte, welche bei Hochzeiten Verwendung fand. — An dieser Stelle sei ihm nochmals gedankt. Ebenso vervollständigte Herr Antiquar C. Heinsch-Camenz unsere Arbeit durch dankenswerte Nachrichten.

Verschiedene wichtige Details erfuhren wir durch die Liebenswürdigkeit von Frl. A. v. Razmer-Herischdorf und Herr Geistl. Rat Dr. Jungnitz stellte uns in gütigster Weise die Bibliothek des Breslauer Diözesan-Museums zur Verfügung.

So eine „schlächte Huxt“ ist 'ne wichtige Sache!

Vor allem spielt der „Huxtbitter“, auch „Druschma“ oder „Plampatsch“ genannt, eine große Rolle.

Er ist der Leiter des Festes und erschien schon zum Einladen der Gäste mit Strauß am Hut, einem riesigen Bukett mit langer „Masche“ (Schleife) vor der Brust und meist noch einem Myrtenkranz mit Schleife um den linken Arm.

Dem Brautpaar wurden am Hochzeitstage Geschenke gebracht und zwar meist Steingut-Geschirre: Krüge, Tassen, vor allem aber Teller, die mit Tieren oder Blumen und Inschriften bunt bemalt waren. Erstere hatten Bezug auf die Landwirtschaft,



Letztere auf die häusliche Gemeinschaft oder die Freundschaft, 3 B.

Dein auf ewig.

Wandle auf Rosen und vergiß mein nicht.

Dem Freunde.

Dir nur allein.

Dem Brautpaar.

Solche Teller wurden oft zu Duzenden gestiftet.

Davon wählten die Geber dann einen oder zwei aus, meist solche mit der Inschrift: Dem Brautpaar. Auf ihnen überreichte der Druschma dem jungen Paar beim Hochzeitmahle aus Butter geformte Tiere pp. als Geschenk.

Diese Buttertiere spielen noch jetzt bei jeder Hochzeit eine Rolle, wo sie die Tafel als Geschenk der Gäste zieren. Zur Darstellung gelangen: Lämmer, Kühe, Henne mit Küchlein, Fische, Wickelfinder, Zwillinge. Die Butterfiguren werden schön mit bunten Bändern verziert.

Außer diesem Buttergeschenk wird aber einige Tage vor der Hochzeit noch Butter und Milch ins Hochzeitshaus gesandt zum Kuchenbacken. Es ist das keine Kleinigkeit, denn dazu sind oft 10 Zentner Mehl und mehr erforderlich; denn jeder Haushalt im Dorf erhält am Hochzeitstage eine Kuchenpende!

Die Hochzeitsteller fanden noch weitere Verwendung.

Die Braut schenkte — wie noch jetzt — dem Bräutigam zur Hochzeit ein Taschentuch. Früher war dies meist aus bunter Seide; jetzt ist es ein schön gesticktes weißes.

Das Tuch lag auf solchem Teller neben einem Myrtensträußchen. Ueber letzteres hielt der Druschma eine gereimte Ansprache an das Brautpaar, indem er das Sträußchen als Delzweig sinnig deutete.

Das Tuch wurde vor Antritt des Kirchganges vor dem Elternhaus auf die Erde gebreitet. Die Brautleute knieten darauf nieder und zwar war es üblich, daß die Braut den größeren Zipfel des Tuches beanspruchte, um so anzudeuten, daß sie das Hausregiment führen wollte. (!)

Ueber die Knienden sprachen dann die Eltern den Segen; ein schöner Gebrauch, der auch heute üblich ist.

Vielfach schenkte übrigens die Braut dem Bräutigam noch einen bunt bemalten Krug.

Das Hochzeitsmahl wies immer die gleiche Speisenfolge auf:

Suppe mit Nudeln.

Rindsfleisch mit Krint- oder Weintunka

mit Zucker und Zimmt bestreut.

Gebroata Sammel- oder Graupa-Wurst

mit Zucker bestreut.



Gefuchta Schweinefleisch mit Rosinentunka und Backubst und Kliesla.  
Schweinebroata.  
Koffee und Rucha.

Beim Mahl gingen dann Hochzeitsteller herum und es wurde auf ihnen gesammelt:

für die Braut, aufs Wiegenband,  
" den Druschma,  
" die Kochfrau,  
" die Aufwäschfrau  
und zwar für diese auf zwei zerschlagenen Tellern mit darauf-  
liegenden Aufwäschwischnen,  
für arme Schulkinder oder sonst zu wohlthätigem Zweck  
z. B. Kirchenbau.

Auch diese gute Sitte existiert jetzt noch.

Gegen Ende des Schmauses spielte in manchen Gegenden der Hochzeitsteller noch eine Rolle und zwar beim sogen. „Brautlösen“. — Wenn der Braten auf den Tisch gesetzt war, hielt die „Zücht-  
frau“, d. i. die Frau, welche auf der Hochzeit die vornehmste Stelle einnahm, also meist die Brautmutter, dem jungen Ehemann einen der Hochzeitsteller hin und forderte ihn auf, seine Braut zu lösen, d. h. ihr in Geld auch seinerseits einen Zuschuß zur Aussteuer zu geben. Es handelte sich hierbei um einen Scherz.

Der junge Ehemann legte dann erst einen — in viel Papier gewickelten — Dreier auf den Teller. Nach hartem Nötigen einen „Biehna“ (Böhm), dann einen „Toala“. Nun nehmen sich alle Hochzeitsgäste der Sache an und werfen alles Mögliche auf den Teller, um den jungen Ehemann anzuspornen, Ringe, Uhren u. s. w. Bekterer folgt dem Beispiel und gibt Silbergeld und „Dufata“, Uhr und Ringe hin. — Uebrigens erhalten alle Gäste ihr Eigentum gleich wieder zurück!

Dies „Brautlösen“ ist uralt und stammt sicher aus der Zeit der slavischen Leibeigenschaft, wo der Gutsherr für allerlei auf-  
gegebene Rechte entschädigt wurde.

Nachholen müssen wir noch, daß während der französischen Invasion, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, etwa während eines Jahrzehnts, dem Brautpaar kein Geschirr geschenkt wurde, sondern aus Grund der Not und Armut höchstens etwas bares Geld.

Die hübschen, mannigfaltigen und dekorativ wirkenden Hochzeitsteller genossen lange Jahre in den Haushaltungen und Familien große Wertschätzung. Erst seitdem die alte Sitte abgekommen ist, verschwinden sie mehr und mehr und neu-modisches Geschirr steht an ihrer Stelle in Küchen und Stuben, meist unfähig, diesen als Schmuck zu dienen.



### Die Magdeburger keramische Fabrik.

In Vorstehendem haben wir bereits gesagt, daß Magdeburg eine sehr große Zahl unserer schlesischen Hochzeitsteller lieferte; die beigefügte Abbildung zeigt nur solche.

Die Mittel des Vereins zwingen uns leider zur Beschränkung der Zahl unserer Bilder.

Um nun auch den allgemeinen Forschungen dienlich zu sein, wählten wir zur Darstellung nur Magdeburger Fabrikate. Es herrschen über diese und solche aus Hannov.-Münden noch allerlei Zweifel. Unser Verein möchte gern durch die heutige Veröffentlichung dazu beitragen, daß diese zweifelhaften Punkte einer Lösung näher geführt werden.

Um die Erforschung der Magdeburger Fabrikation hat sich in letzter Zeit besonders Professor W. Stieda-Leipzig verdient gemacht. Er veröffentlichte vor kurzem in der „Keramischen Monatschrift“ (Halle) die vorläufigen Ergebnisse seiner Studien, von denen er selbst bedauert, daß sie nicht „größere Ausbeute“ lieferten. Für uns aber sind sie recht wertvoll.

Selbstredend hatte schon längst Professor Justus Brinckmann, in dessen Hand ja alle Fäden keramischer Untersuchungen zusammenlaufen, auch Magdeburg und Münden beobachtet und über letzteres das Beste, was zu bieten war, veröffentlicht.

**Magdeburg.** 1764 erhielt der — aus der Fayence-Stadt Straßburg stammende — Hofrat Joh. Phil. Guischart ein Privilegium zur Anlage einer „Fabrik von Fayence und unechtem Porzellan“. Diese Fabrik bestand aber anscheinend schon ohne Privilegium seit 1754 und fertigte kleine Fliesen nach holländischer Art an.

Brinckmann teilt aus den Akten der Königsberger Kaufmannschaft ein Promemoria vom 29. November 1786 mit. Es ist darin u. a. von der eventuellen freien Einfuhr des englischen Steinguts gesprochen und heißt dann weiter: Die Magdeburger Fayence würde dabei nicht leiden; sie vertrete die Stelle der holländischen Fayence und werde noch beständig vom Liebhaber geschätzt.

Danach scheint also bis 1786 in Magdeburg nur echte Fayence mit Zinnglasur angefertigt zu sein.

Bereits bei Besprechung der Proskauer Fabrik haben wir gehört, daß die Magdeburger Kriegs- und Domänenkammer angeordnet hatte, daß — wenn es bisher noch nicht geschehen — auf dem Boden der Magdeburger Fabrikate ein M anzubringen sei. 1771.

1785 erhielt Guischart ein neues Privileg für das Herzogtum Magdeburg und zwar für eine Steingutfabrik, nachdem es ihm gelungen war, Steingut herzustellen.



Das Berliner Kunstgewerbemuseum besitzt ein Medaillon in gelblichem Steingut mit dem Brustbild Guischards und der Inschrift: J. P. Guischarde, erster Unternehmer einer englischen Steinguts-Fabrique in Magdeburg 1786.

Ein Preisverzeichnis von 1788 führt nachstehende Fabrikate auf: Terrinen, Muschelnapfe, Ohrnapfe, Potages, Sauce, Senföffel, Schüsseln, Salatieren, Suppenteller, Butterbüchsen, Salzfüßchen, Fruchtkörbe, Kaffee-, Milch-, Theekannen, Zuckerdosen, Spülnapfe, Plattenagen, Potpourris, Waschbecken, Gießkannen, Pot de chambre, Rauchtabaksdosen, Barbierbecken, Spuckkästen, Schreibzeuge, Krüge, Spielzeug u. s. w.

Die Fabrik hatte in allen bedeutenden preussischen Städten Niederlagen und führte außerdem viel Geschirr aus nach Mecklenburg, Rußland und Polen.

Nach Guischards Tod führten seine Erben, gleichen Namens, die Fabrik weiter und ums Jahr 1839 hören bisher alle Nachrichten über die Fabrik auf.

Aus Obigem haben wir erfahren, daß die Guischardsche Fabrik von 1764 (bezw. 1754) an echte Fayence herstellte und seit 1785 auch Steingut.

Ueber diese Fayencen sind wir noch ungenügend orientiert. Nur das <sup>M.</sup>Hamburger Museum besitzt den einzigen Teller, welcher auf der Rückseite das Magdeburger Wappen in punktierter Manier zeigt und über diesem die Worte: MAGDEB: FABRIC.

Der Teller ist nach Form, Farbe, Glasur, Malerei\*) nicht von dem Fabrikat aus Hannov.-Münden zu unterscheiden.

Der Rand ist in Mündener Art durchbrochen und liegt auf den Kreuzungen der Stäbe je die Blüte eines Vergiftmeinnichs.

Bei obigem Teller ist nun die Prägung und Bemalung dieser „Kreuz-Blumen“ viel schärfer und sorgfamer, als wie bei den meisten Mündener Fabrikaten. Man kann ersteres besonders dadurch feststellen, wenn man mit dem Finger über die Blumen fühlt.

Anscheinend ist also der Rand des Magdeburger Tellers in einer frischeren, schärfer-geschnittenen Trockenform geprägt.

Freiherr L. v. Wisingerode-Knorr, welcher auf dem Mündener Landratsamt und im v. Hanstein'schen Familienarchiv eingehende Studien machte, hat bestätigt, daß die Mündener Fabrik (welche der v. Hanstein'schen Familie gehörte) von ihrer Gründung 1741 bis zum Verkauf 1806 als Marke die drei Halbmonde des v. Hanstein'schen Wappens führte. Weiter ist konstatiert, daß die später gegründete Magdeburger Fayencefabrik, welche M zeichnete, deswegen den Mündener ähnliche Produkte liefern konnte — namentlich auch

\*) Brindmann drückt sich über die Farben charakteristisch aus: flauve manganviolette und blaßgrüne Blumenmalerei.



hinsichtlich der Verwendung des Mangانبioletts — weil ein Arbeiter von dort nach Magdeburg übergetreten war und das Geheimnis der Herstellung mitbrachte. \*)

Also auch hier finden wir wieder den Hinweis, daß die Magdeburger Fayencen mit M gezeichnet waren.

Wie nun dies Magdeburger M aussah, bezw. ob es immer in derselben „bestimmten“ Art gemalt wurde, ist noch nicht festgestellt.

Im Magdeburger Museum befindet sich ein zinn-montierter Trinkkrug. Die Malerei in Grün, Mangan, Gelb, Blau stellt einen Herrn mit Peitsche unter den üblichen Palmen dar. Das M. unter dem Krug könnte einen Anhalt geben, weil in das Zinn der Magdeburger Wappen-Stempel gedrückt ist. Natürlich schließt dies nicht aus, daß ein Mündener Krug in Magdeburg in Zinn montiert wurde!

Die Sammlung C. Volten-Schwerin hat einen Krug, dessen Bemalung eine Kuh mit Hund darstellt in Mangan, Blau, Zitronengelb, Rotgelb und Ockergelb. Die Marke ist ein mit breitem Pinsel gemaltes M. Zwei Zinnstempel zeigen die Jahreszahl 1755. Magdeburg aber erhielt erst 1764 sein Privileg!

Trotzdem möchten wir diesen Krug Magdeburg zusprechen, da um 1755 ja Münden mit den drei Halbmonden zeichnete!

Uebrigens sind die Jahreszahlen in den Meister-Zinnstempeln insofern trügerisch, als sich die Meister oftmals zu Beginn ihrer Tätigkeit die Jahreszahl in den Stempel setzten und diese dann beibehielten.

Bemerkt sei hier, daß alle Münden-Magdeburger Trinkkrüge am untern Teil des Henkels eine eigentümliche Abflachung zeigen, als ob diese von einem Daumen-Druck auf die weiche Masse herrühre.

Was nun die Magdeburger Steingutwaren betrifft, so sind diese erheblich unter einander verschieden.

Die schönsten, gelblich-weißen, gleichen den englischen sehr, wenn sie auch eine etwas mattere Glasur zeigen.


Vielfach ist das Flechtmuster mit durchbrochenen Rändern angewendet. Ein schönes Muster zeigt auch den „Spiegel“ des Tellers durch Reifselung eingeschlossen. Manche Geschirrstücke sind in feiner, ansprechender Weise mit zarten Blumen und Blättern pp. bemalt, wobei Vergißmeinnicht-Kränze eine Rolle spielen.

Als Marke ist meist ein M mit der Modellnummer als Trockenstempel in den Boden gedrückt; aber man findet auch neben diesem noch den Namen GUISCHARD. — So z. B. bei einer Theekanne der Sammlung C. Alsenfeld-Magdeburg. Ebendort bei einem Kaffeekännchen mit gelb, blau, mangan und mattgrüner


\*) Wir verdanken diese Mitteilung Herrn Geheimrat Heyne-Göttingen.



Malerei. Desgl. bei einem Teller, den außer der Malerei noch ein Spruch ziert und bei einem Bierkrug. Ebenfalls im Hamburger Museum sind zwei ähnliche, auch so markierte Teller.

Ein Kennzeichen für Magdeburger Steingutfabrikat ist außerdem noch bei durchbrochenen Arbeiten, z. B. Fruchtkörben, daß das Profil der Stäbe nicht glatt ist, sondern nach beiden Seiten kleine Abflachungen zeigt , was wir sonst nirgends finden.

Diese Art des Magdeburger Steinzeugs, besonders die gereiften Teller, hat viele Ähnlichkeit mit den Erzeugnissen, welche Alt-Rohlau (bei Karlsbad) im 18. Jahrhundert anfertigte.

In der Sammlung E. Menfeld-Magdeburg befindet sich auch noch ein Blumentopf, schwarz-glasirt, mit Blau und Gold decoriert und der Marke ; also ein Beweis, daß Magdeburg auch das dunkle englische Steingut nachmachte. (In unserm schlesischen Proskau der sogen. Petruwische Stil!) Einer anscheinend etwas späteren Zeit gehören gelbliche Teller an, die ebenfalls als Marke GUISCHARD und häufig noch M und eine Zahl eingedrückt zeigen.

Diese Fabrikate haben geringeren künstlerischen Wert.

In unserer Abbildung sind dies die — leider nicht deutlich geratenen — Teller G. G.

Der Rand ist immer mit einem gefälligen, nicht sehr sorgfältig gemalten Ornament geziert, welches aus 3 Blütenblättchen besteht (meist blau, selten grün), mit einander verbunden durch 4 bis 8 ockergelbe Punkte.

Die Darstellung auf dem Spiegel der Teller sind: grüne (Paradies-) Vögel, Rosaken, Häuser, Jagdszenen, Hirsche, Blumenkörbe, seltener Blumenstränke.

Die Tracht der Jäger z. B. und die Rosaken zeigen, daß diese Teller dem Anfang des 19. Jahrhunderts entstammen.

Nun kommen wir zu einer dritten Sorte von Magdeburger Fabrikat. Es sind dies Teller, welche als Kunstprodukte wiederum erheblich gegen die eben genannten zurücktreten und den Hauptteil der sogen. schlesischen Hochzeitsteller bilden.

Unser Lichtdruck zeigt mehrere von diesen.

Auf ihnen finden wir niemals den Namen Guischard, sondern ein eingedrücktes M und eine Zahl. Ihre Glasurfarbe ist weißer wie die der mit „Guischard“ gezeichneten Teller. Die Malerei ist roh und schematisch, die Farben lebhaft und frisch.

Zur Darstellung gelangen meist Blumentränze und Blumenkörbe, auch Haustiere in Verbindung mit Blumen. Der Tellerrand ist fast immer durch Streublumen geziert.

In der Sammlung E. Menfeld-Magdeburg befinden sich aber auch 2 Teller, deren Rand ein breiter, ockergelber Streifen ziert,



welcher von schmalen blauen Strichen eingefasst ist; alles mit Hülfe der Drehscheibe bemalt.

Ein anderer Teller zeigt einen ähnlichen Rand, den aber schmale braune Linien einfassen, an welche sich Vergißmeinnichtblüten und Blätter anschließen. Dieser Teller ist einer der bisher seltenen, die mit einem „geschriebenen“ lateinischen *M* und darunter noch einem *H* bezeichnet sind. — Dieselbe Sammlung hat noch einen mit <sup>*M*</sup><sub>*m*</sub> markierten Teller, dessen Rand aus kleinen Rundbögen besteht.

In der Sammlung befindet sich ein anderer Teller, der in blauem Aufdruckverfahren den König Friedrich Wilhelm IV. zeigt mit Inschrift. Hinter ihm eine Städteansicht. Unter dem Bilde steht Joch 406, also wohl der Name des Zeichners. Der Teller-rand ist mit preussischen Adlern und Fahnen dekoriert. M 9.

Ein Teller M 25 hat auf Rand und Spiegel auf gelbem Grund braune Weinblätter. Mit derselben Marke M 25 zeigt ein anderer Teller in schwarzem Aufdruck auf dem Rand einen Kranz, auf dem Spiegel ein Kind unter Bäumen.

M 3: farbig; preussischer Adler mit Krone, auf Trompeten sitzend.

M 1: grünliche Glasur; ziemlich roh durchbrochener Rand. Englifizierend.

Auf einem Teller ist in plumper Weise der Versuch gemacht, die charakteristische Randdekoration der „Schuchard“-Teller nachzuahmen; ebenso auch das Vogelmotiv auf dem Spiegel. Die Glasur ist eine ganz abweichende, auffallend blaue, außerdem ist sie nicht säurefest, da z. B. Tinte hindurch dringt. — Ein sehr derber, ordinärer Teller — M 17 — ist dadurch interessant, daß auf ihm die metallischen, goldglänzend-violetten Färbungen nachgeahmt sind, welche sehr häufig das englische Steingut um 1830 zeigt.

Die große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Fabrikate Magdeburgs führt uns darauf hin, daß dort noch eine andere Fabrik bestand und zwar die Schuchard'sche.

Am 13. Juni 1806 hatte sie ein Privileg für englisches Steingut erhalten und begann ihre Tätigkeit am 1. Januar 1807. Sie bezog den Ton aus den schon bei Proskau von uns erwähnten Bennstedter Tonlagern, welche der königlichen Porzellan-Fabrik Berlin gehörten.

Auch über die Schuchard'sche Fabrik haben wir fast keine Kunde. 1808 beschäftigte sie 44 Arbeiter und 1865 hören die Nachrichten über sie auf.

Nur von einem einzigen beglaubigten Teller wissen wir bisher. Er befindet sich im Besitz des Professors W. Stieda-Leipzig. Marke: Schuchard Mg 8. — Der Teller ist etwas anders dekoriert, wie die bisher genannten.



Es wäre natürlich von Interesse, festzustellen, ob Schuchard immer mit seinem Namen und Mg zeichnete, oder ob nicht ein großer Teil der mit M markierten Teller auch aus seiner Manufaktur stammte. — Einen Anhalt könnte vielleicht der bereits erwähnte Teller mit König Friedrich Wilhelm IV. geben. Letzterer gelangte 1840 zur Regierung und alle Nachrichten über die Guischarde'sche Fabrik reichen einstweilen nur bis 1839!

Für Interessenten teilen wir mit, daß die noch junge Sammlung E. Menfeld-Magdeburg die bei weitem beste und zahlreichste von Magdeburger Fabrikaten ist. — Die Hamburger und Berliner Kunstgewerbe-Museen haben davon mehrere gute Sachen; auch sollen sich einige Stücke im Magdeburger Museum befinden, welche leider im letzten Winter in irgend einem unzugänglichen Referatsschrank untergebracht waren.

**Hannov.-Münden.** Es bleibt uns nun noch übrig, einen Blick auf die Mündener Fabrik zu werfen und zwar nur insoweit, als es sich um einen Vergleich ihres Fabrikats mit dem Magdeburger handelt.

1732 legte der Landdrost Carl Friedrich v. Hanstein in Münden eine Töpferei und Pfeifenfabrik an, aus der 1746 eine Fayencefabrik hervorging, die 1755 ein ausschließliches Privilegium für Münden und Umgegend erhielt.

1775 starb der Gründer und sein Sohn Oberhauptmann Joh. Carl Friedrich erweiterte die Fabrik und dehnte sie später — 1793 — auf englisches Steingut aus.

Nach seinem Tode 1797 übernahm wieder sein Sohn Ernst Carl Friedrich Georg die Fabrik und verkaufte sie 1806 an den pensionierten Hauptmann Faldmann, für welchen der Londoner Kaufmann J. B. Hack als Käufer eintrat. — Die Fabrikleitung aber übernahm er auch nicht, sondern ein Kaufmann Wüstenfeld. Dieser kaufte dann die Fabrik und führte sie bis 1854 fort.

Wir sagten bereits, daß sich die Mündener Fayencen durch häufige Anwendung von Manganviolett und Mattgrün kennzeichnen und durch ihre durchbrochene Arbeit, deren Kreuzungen mit Vergiß-meinicht-Blüten von verschiedener Farbe belegt sind, während man lebhaftes Blau sehr selten trifft. — Die drei Hanstein'schen Halbmonde dienten bis 1806 als Marke.


1793 schritt man auch hier zur Steingutfabrikation und äußert sich der verstorbene Direktor Fr. Schlie-Schwerin dahin, daß wohl nur bis 1793 Fayencen in Münden fabriziert wären. Diese Ansicht hat manches für sich, weil um die Wende des Jahrhunderts das antikisierende Steingut völlig den Geschmack beherrschte; aber es hat glücklicher Weise immer konservative Menschen gegeben, die am einmal für gut und schön Erkannten festhielten!





Hätte Münden nach 1793 keine Fayencen mehr fabriziert, so könnten wir alle Produkte Mündener Art, welche mit M gezeichnet sind, der rivalisierenden Magdeburger Fabrik zusprechen.


Es will uns scheinen, als ob das Göttinger Museum dieser Ansicht ist, da die dortige schöne Sammlung Mündener Fayencen kein Stück mit der M-Marke aufweist!

Aber hiergegen spricht mancherlei. Der verdienstvolle Sammler Mündener Fayencen Oberförster Dr. Milani-Eltville, der die große Kollektion im Mündener Museum zusammenbrachte, hat in Münden selbst und in nächster Umgebung viele mit M gezeichnete Stücke aufgekauft.

Dann teilte uns Hofantiquar M. Cramer-Kassel mit, er habe vor ca. 25 Jahren in naher geschäftlicher Beziehung zu dem letzten Besitzer der Fabrik, dem schon genannten Kaufmann Wüstenfeld, gestanden, der in Münden „an der Blume“ wohnte, und von diesem viele mit M und mit  gezeichnete Fayencen aus den alten Fabrikbeständen gekauft, nach dem alten Tarif pro Krug 75 Pfg. Uebrigens war ein Teil der Krüge auch nicht viel mehr wert, denn in der letzten Zeit ihres Bestehens hatte die Fabrik viel Minderwertiges angefertigt, besonders in Krügen, die mit schwedischen und dänischen Inschriften versehen in die betreffenden Länder gingen. Im Mündener Museum sind solche Krüge. Aber auch im Güstrower in Mecklenburg steht einer mit Soebartens Skool (Das Wohl der Seefahrt!)

Sind nun die Nachrichten des Freiherrn v. Wisingerode richtig — und wir haben einstweilen keinen Grund, daran zu zweifeln —, daß Münden bis 1806 mit  zeichnete, so müssen 2 Teller mit Keksrand, Figurenmalerei, Inschrift und der Jahreszahl 1784 und der Marke *m* im Schweriner Museum, sowie ein ähnliches im Hamburger Museum mit der Jahreszahl 1782 aus Magdeburg stammen.

Wir würden hierdurch einen neuen Anhalt gewinnen, zumal eine reizende eckige Schale des Berliner Kunstgewerbemuseums mit dem schön gemalten Hanstein'schen Alliance-Wappen unter der Schale die Marke  trägt, dazu die Inschrift: Münden 10. Juni 1789.

Mehrfach findet man unter der  Marke Buchstaben und auch das M. So im Schweriner, Lübecker und Kasseler Museum und in der dortigen Gewerbehalle. In dieser befinden sich 6 Mündener Stücke, darunter die einzige Keksbase ohne Kern, welche wir kennen.

Mit ziemlicher Sicherheit ist aber dies M, wie die anderen Buchstaben, als Zeichen des Malers anzusprechen und nicht des Fabrikates, sodaß uns die Formen dieser M kaum einen Anhalt geben, zumal sie häufig sehr verschieden sind.



Zum Schluß führen wir das Vergleichsmaterial noch auf, welches uns zur Verfügung stand und das vielleicht andren Kunstfreunden die Arbeit erleichtern oder ihnen unnötige Reisen ersparen kann:

Die vortreffliche und große Sammlung im Museum zu Münden, deren Publikation sich Oberförster Dr. Milani bis etwa 1910 vorbehalten hat.

Königl. Museum zu Kassel . . . . .	ca. 80 Stück
Großherzogl. Museum zu Schwerin . . . . .	60 "
Berliner Kunstgewerbe-Museum . . . . .	20 "
Hamburger Kunstgewerbe-Museum . . . . .	16 "
Museum in Göttingen . . . . .	30 "
und viele Nacheln und Ofenteile.	
Kasseler Gewerbehalle . . . . .	6 "

Unter den 350 Krügen „des 18. Jahrhunderts“ der, in ihrer Art wohl einzigen, Sammlung des Amtsgerichtsrats Jenner-Kassel befinden sich 12 Mündener und eine brillante Schale 1777 CC.

Sammlung Frau H. Groth-Mierendorff-Rostock: 5 Stück.  
Hannover, Restner-Museum: 2 Stück.

Die in Hannover befindlichen v. Hanstein'schen und v. Alten'schen Sammlungen sind uns nicht bekannt, sollen aber etwa 40 Stück enthalten.

Büneburger Museum . . . . .	2 Stück
Lübecker " . . . . .	3 "
Magdeburger " . . . . .	ca. 12 "

